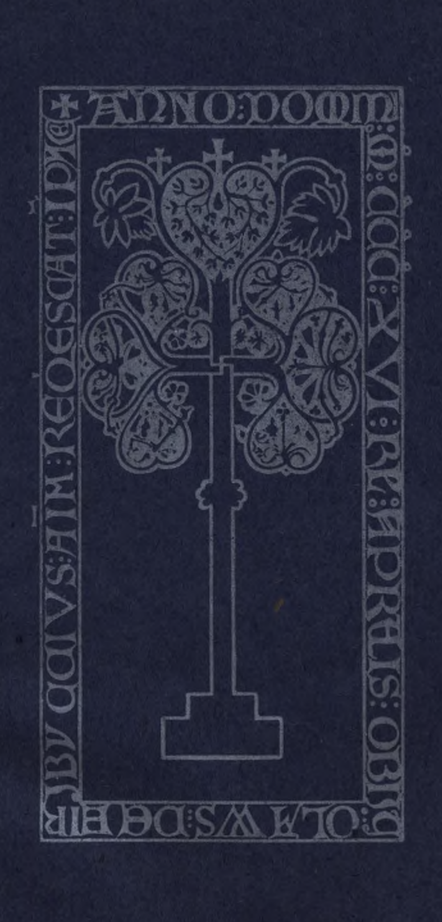
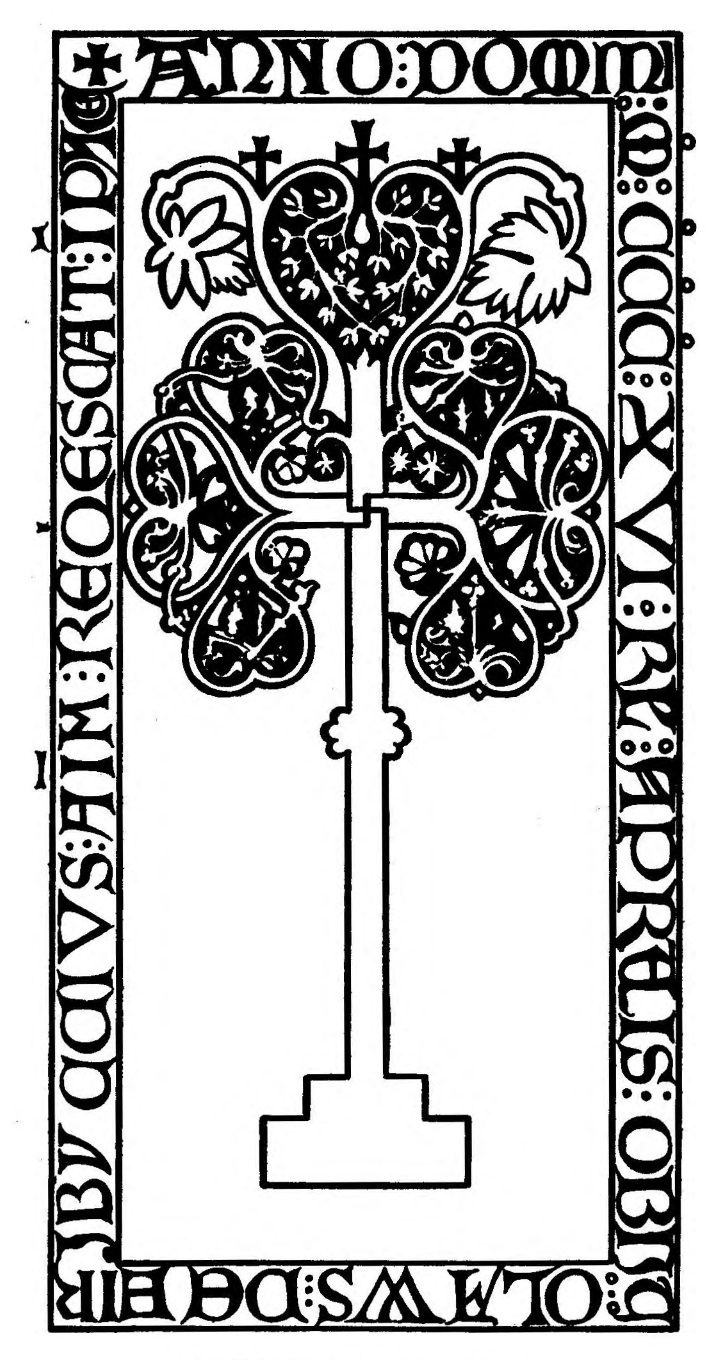












GRABSTEIN VON GOTLAND, 1316.

FREERK HAYE HAMKENS

SINNBILDER AUF GRABSTEINEN VON SCHLESWIG BIS FLANDERN

VERSUCH EINER DEUTUNG

1944
DEUTSCHER VERLAG: DIE OSTERLINGEN IN BRÜSSEL

2. *Auflage*

So weit nicht ausdrücklich ein anderer Herkunftsvermerk angegeben ist, sind die Bilder nach Aufnahmen des Verfassers gezeichnet worden.

Umschlag-Entwurf und Satz-Anordnung vom Verfasser.

Zulassungsnummer 2030

MEINEN MÜNDELN

CLAUS FRIEDRICH PAULSEN
Fahnenjunker — Gefreiter
22.5.1940 in Peteghem

HANS DETLEV PAULSEN
Leutnant
23.12.1941 im Osten

ZUM GEDÄCHTNIS

VORWORT

Die vorliegende Untersuchung geht aus von der Auffassung, dass es letztes Ziel der Sinnbildforschung ist, nicht nur das Sinnbild als solches festzustellen, sondern auch seine einstige Bedeutung zu entziffern und sie nach Möglichkeit in der besonderen Ausprägung zu erkennen, die ihrer jeweiligen Verwendung zu Grunde liegt. Das lässt sich allerdings nicht mit einem Worte tun; denn einmal ist das Sinnbild etwas lebendiges und kann deshalb nicht mit einem Wort erschöpfend dargestellt werden, und anderer Seits umfasst es als Begriff eine ganze Vorstellungsreihe, deren Kenntnis auch dort nötig ist, wo es sich um eine Sonderform des Zeichens handelt. Deshalb ist auf den folgenden Seiten zu jedem Zeichen ein Abriss gegeben, der das Notwendige sagt, und aus dem heraus seine Bedeutung als Grabsinnbild erfasst werden kann. Ein „mehr" wird sich weder heute noch in Zukunft geben lassen; denn, wie schon Uhland in seinen Wett- und Wunschliedern feststellte: was unbildlich gewusst und verstanden war, durfte nicht in das nackte Wort gefasst und abgezogen werden.

Sinnbilder wollen in ihrem Wesem erkannt und nicht übersetzt sein.

FREERK HAYE HAMKENS.

Text

INHALT

ABBILDUNGEN

EINLEITUNG

IM Schwahlhof des schleswiger Domes steht ein meterhoher Stein, in dessen Vorderseite ein Kreuz gehauen ist. Er wird allgemein als ein Grabstein angesehen, der in die frühe christliche Zeit des Landes gehört. Etwa gleichaltrig mit ihm ist ein Runenstein, der vor etlichen Jahrzehnten aus dem Fundament des Domes geborgen wurde; er galt dem Gedächtnis eines Wikings, der auf der Hebriden-Insel Skye gefallen ist [1]. Aber obwohl die Inschrift des Steines mit dem Wunsche schliesst „Krist helfe seiner Seele", wurde er nicht mit einem Kreuze ausgestattet, sondern trägt auf der Rückseite ein Ornament, in dem anscheinend das Unendlichkeitszeichen steckt. Ein drittes Grab im Dom schliesslich, das des Bischofs Nikolaus I (1200—1216), ist mit Bleiplatten ausgelegt, die auf der einen Seite mit Palmetten bemalt sind und auf der anderen acht Radkreuze trugen (Abb. 84) [2]. — Der Schmuck der Gräber ist also recht verschiedenartig: das Kreuz kommt aus der christlichen Welt; die Palmette gehört in die Antike, und Radkreuze wie Unendlichkeitszeichen stehen abermals für sich. Auffallend ist es nun, dass auch die heute noch auf Grabsteinen verwendeten Sinnbilder sich in die gleichen drei Gruppen teilen lassen.

Als christliche Zeichen sind in erster Linie vertreten das Kreuz, dann Kreuz und Palmblatt, sowie die Zusammenstellung von Kreuz, Herz und Anker als sogenannte Glaube-Liebe-Hoffnung-Gruppe. Es wird aber auch der Anker allein dargestellt als Anspielung auf den Gesangbuchvers

[1] Liliencron/Wimmer, Der Runenstein im schleswiger Dom. [2] Hamkens, Zur Geschichte des schleswiger Domes, in „Deutsche Kunst und Denkmalpflege" 1939, S. 49.

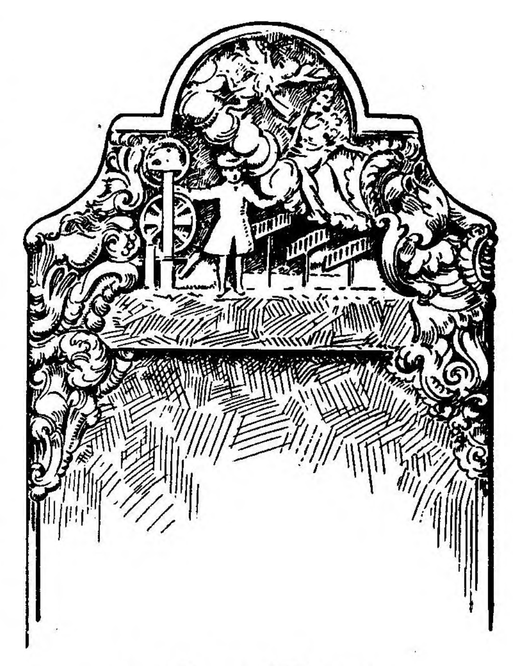
„Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält" (Abb. 40). Weiter sind zu dieser Gruppe zu rechnen die gekreuzten Palmenblätter und das einzelne Palmblatt. Mehrfach wird das himmlische Jerusalem abgebildet, und einmal recken sich Hände aus einer Wolke zur Erde als Darstellung des Wortes „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Schliesslich gehört zu den christlichen Symbolen auch die Fabrikware porzellanener Engelsfiguren und Christusköpfe.

Die antike Welt fand nur in seltenen Fällen Zutritt zu den Reihengräbern des städtischen oder dörflichen Friedhofs. Es sind fast ausschliesslich Grabmäler der Fürsten und des Adels, der grossen Kaufherren und Reeder oder der Gelehrten, die sich antiker Sinnbilder bedienen. Werden sie doch einmal ausserhalb dieses Kreises verwendet, so sind sie umgeformt wie etwa die Justitia auf einem föhringischen Grabstein, die mit einem Reifrock des 18. Jahrhunderts bekleidet ist. Scheinbare Ausnahmen, wie der Grabstein des „glücklichen Matthias" auf Föhr, der die Fortuna zeigt, erweisen sich schon durch die lateinische Sprache als Fremdgut.

Zu der dritten Gruppe gehören zunächst die Berufsbezeichnungen, also z.B. das Arbeitsgeschirr von Zimmermann, Maurer, Schmied und Schlachter, die Windmühle des Müllers oder der Seiler auf der Reeperbahn (Abb. 1). Eine besondere Ausprägung sind die Schiffsbilder auf den Grabsteinen an der Küste, wie sie sich die grossen Seefahrer und Grönlandskommandeure, aber auch die Fischer zu setzen pflegten; teils als einen Hinweis auf ihren Beruf, teils als ein Sinnbild der letzten Reise in den ewigen Hafen (Abb. 2 und 3). Ein Schiffer, der später seinen Grund und Boden bewirtschaftete, kreuzt wohl auch Anker oder Sextant mit einem Ährenbündel, um die beiden Berufe anzudeuten, die er in seinem Leben ausgeübt hat.

Vor allem aber besteht die dritte Gruppe aus Bildern, deren Zusammenhang mit Tod und Begräbnis nicht recht einleuchten will, wie etwa ganze oder halbe Sonnen mit einem Auge oder auch zweien, weiter der Mond und die Sterne, Vögel, Schmetterlinge, Schlangen, Blumen, Bäume und Zweige, Bienenkörbe, Äpfel, Kronen, Rauten, Herzen und Wirbel. –

Alle diese Zeichen finden sich einzeln wie auch mit einem oder mehreren anderen zusammen, die zur eigenen Gruppe oder zu einer der beiden anderen gehören können. Sie sind in der Regel sorgfältig ausgeführt und beherrschen oft das Bild des Steines so, dass die Schrift als Nebensache erscheint.



1. Boldixum auf Föhr, 1733.

Trotzdem sind sie im allgemeinen einfach übersehen worden; denn anders lassen sich Aussagen wie „die Darstellungen sind von einfacher Symbolik, in der sich die bildlichen Vorstellungen des Kirchenliedes aufs natürlichste verbinden mit den Lebensumständen der Inselleute"[1] nicht erklären. Anderfalls dürfte es doch etliche Schwierigkeiten machen, etwa einen Schmetterling oder einen Bienenkorb als bildliche Vorstellung eines Kirchenliedes in Verbindung mit den Lebensumständen anzusehen. Es geht auch am Wesen der Sache vorbei, wenn gesagt wird „landläufige Sinnbilder auf Grabsteinen, Engelsfiguren und Inschriften machen den Beschauer auf den religiösen Sinn der Bevölkerung aufmerksam"[2]

[1] Rolofs, Alte Grabsteine auf der Insel Föhr, in „Atlantis" 1930, S. 124. — Rolofs hat sich bei seiner Veröffentlichung allerdings von falschen Voraussetzungen leiten lassen und von den Menschen, die sich diese Steine setzten, sehr wenig gewusst. Ein Zeugnis dessen ist es, wenn er sie als Grabmäler von „Fischern" ansieht. Denn tatsächlich gelten diese Steine Seeleuten, die zu den besten der Welt gehörten und die auf ihren Fahrten bis an die Grenzen des damals Bekannten und wohl auch darüber hinaus vorstiessen. Dementsprechend sind die Schiffsbilder der Steine keine Fischerboote, sondern drei- und viermastige Vollschiffe. — Dass man die Menschen kennen muss, um ihre Denkmäler zu verstehen, zeigt auch die „Chronik von Pellworm" deren Verfasser Karl Hansen offenbar nicht weiss, dass die Denksteine recht oft zu Lebzeiten gesetzt werden und deshalb natürlich die Daten nicht ausgefüllt werden können. [2] Reuschel, Deutsche Volkskunde II, Sitte, Brauch und Volksglaube, S. 102. — Immerhin ist sich Reuschel trotz seiner Fehlschlüsse auf diesem kleinen Gebiet der Sinnbilder wenigstens bewusst gewesen, während grosse volkskundliche Werke,

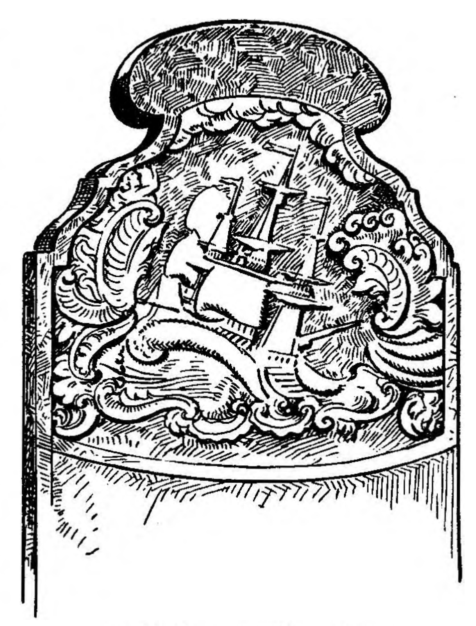


2. Nieblum auf Föhr, 1727.

oder „das religiöse Symbol ist auf mitteldeutschem und norddeutschem Boden viel sparsamer verwendet: die Krone des Lebens, die Palme, die Herzen kommen auf Grabmälern vor... Hindeutungen auf den Beruf des Toten: Windmühle, Säbel, Schiff dürften mehr die norddeutschen Grabsteine bieten"[1]; denn die Sinnbilder umschliessen mehr als nur den christlichen Bereich und die Berufsdarstellungen. — Sie sind auch nicht nur eine Zufälligkeit oder eine unverstandene Zutat oder aber der Schnörkel eines Steinmetzen. Im Gegenteil: „man erzählt auf den Inseln heute noch von der schönen Sitte, dass der alternde Seemann sich in einer Hafenstadt einen mächtigen Sandsteinblock kaufte und ihn an Bord selbst bearbeitete. Es mögen also wohl manche bildlichen Darstellungen und Inschriften von dem Toten selbst herrühren, sicherlich die Entwürfe für die meisten Gedenksteine. Daher der persönliche Charakter der Denkmäler"[2]. „Noch im Jahre 1900 setzte sich ein ehemaliger Seemann aus Nieblum sein Denkmal und zwar angefüllt mit Zitaten aus englischen und deutschen Schriftstellern. Das eine Zitat aus Shakespeares „Hamlet": „To be, or not to be, that is the question" musste er aber auf Veranlassung des Kirchenvorstandes durch ein anderes ersetzen. Er starb im Winter 1902, zierte aber vorher noch sein Denkmal mit einer Kugel, in die er das Newtonsche Gravitationsgesetz hineinzeichnete"[3]. — Bei dieser Sachlage muss zum mindesten für die nordfriesischen Inseln der

wie das Handbuch der deutschen Volkskunde von Pessler, die deutsche Volkskunde von Spamer u.a. die Sinnbilder nicht einmal erwähnen. [1] Reuschel, a.a.O., S. 108. [2] Tedsen, Die Kirchhöfe von Föhr und Amrum, in „Kieler Neueste Nachrichten" vom 22.11.1931. [3] Nerong, Die Friedhöfe Föhrs, S. 15.

Zufall als Erklärung der einzelnen Bilder ausgeschieden werden; wer selbst das Denkmal entwirft oder ausführt, das einmal seinen Grabhügel bezeichnen soll, der wird die Einzelheiten des Entwurfs sinnvoll auf den Zweck des Denkmals abstimmen. Aber auch auf dem Festland und in den Städten ist an Zufall nicht zu denken. Dort ist bei zahlreichen Grabsteinen das verwendete Sinnbild auf einer besonderen Platte angebracht worden (Abb. 68, 72) oder es wurde in Marmor ausgemeisselt und in eine eigens dafür bestimmte Nische des Denkmals gesetzt (Abb. 67). Diese letzten Beispiele lassen überdies erkennen, dass an den Sinnbildern noch besondere Vorstellungen gehangen haben; denn für ein zum blossen Ornament gewordenes Zeichen würden kaum die Mühe und die Kosten aufgewendet worden sein.



3. Nieblum auf Föhr, 1780.

Damit wird die Frage nach der Herkunft der Sinnbilder laut. — Die ersten beiden Gruppen stammen aus dem Christentum und der alten Welt, d.h. sie verdanken ihr Dasein den geistigen Strömungen, die im letzten Jahrtausend auf Deutschland einwirkten. Andere Einflüsse von nennenswerter Kraft sind im Laufe der deutschen Geschichte nicht zu verzeichnen. Es bleibt deshalb für die dritte Gruppe nur eine Möglichkeit: sie ist von Anfang an im Lande heimisch gewesen; „die Eigenart des Stammes, seine Gedanken über Zeit und Ewigkeit bestimmten die Wahl der Darstellungen"[1]. Wird eine Entstehung solcher Sinnbilder auf heimischem Boden angenommen, dann weisen sie ein sehr hohes Alter auf; denn die geistige Führung hatte seit über 1000 Jahren das

[1] Tedsen, a.a.O.

Christentum an sich gerissen und später die Antike übernommen, so dass die bodenständigen Anschauungen sich nur im Widerstande gegen diese zwei Mächte halten konnten. Mit anderen Worten gesagt: die Sinnbilder müssen entstanden sein, bevor christliche und antike Auffassungen herrschend geworden waren.

Es mag befremdend erscheinen, ihnen damit ein Alter zuzubilligen, das mehr als ein Jahrtausend überspannt. Aber wie die eingangs aufgezählten Beispiele beweisen, muss mit solchen Zeiträumen wirklich gerechnet werden. Denn kaum ein Brauchtum ist so alt wie das um Tod und Bestattung geübte. So hat die Sitte, das Grab mit weissem Sand auszustreuen, sich in einigen deutschen Landschaften „durch mehr als vier Jahrtausende lebendig erhalten" [1]. Ebenso weit sind die „hausgerüstartigen Aufbauten auf friesischen Gräbern" [2], die Totenhäuschen, zu verfolgen [3]. Und noch etwas spricht von einer Überlieferung, die mindestens bis in die Zeit der Runensteine zurückreicht: im heutigen Sprachgebrauch heisst es „unter diesem Steine ruht" oder „hier ruht"; ganz ungebräuchlich aber ist die Form „neben diesem Steine", wie sie auf alten friesischen Grabmälern noch vorkommt. Denn heute steht der Stein auf dem Grabhügel; der Runenstein aber wurde zwischen oder neben den Totenbergen errichtet, so dass allein auf ihm gesagt werden konnte, es ruhe der Verstorbene neben ihm. — Erst in den letzten 150 Jahren verschwand diese Sprachform und wurde endgiltig ausgetauscht durch die Feststellung „hier ruht" oder durch das farblose „Ruhestätte des . . .".

Auch das Schiff, mit dem der Seemann seinen Grabstein schmückte, braucht nicht unbedingt in der Gedankenwelt des 17. oder 18. Jahrhunderts zu Hause zu sein. Schon achthundert Jahre früher sind Schiffsgräber und Steine mit Schiffsdarstellungen bezeugt (Gokstad, Oseberg; Tjängvide; Abb. 4), und vielfach errichtete der Wiking die Grenzsteine des Grabhügels in Schiffsform oder gab dem Fahrtgenossen ein

[1] Müller-Brauel, Weisser Sand in Gräbern, in „Aus der Vorzeit in Rheinland, Lippe und Westfalen" 1936, S. 65. [2] Reuschel, a.a.O., S. 102. [3] Müller-Brauel, Hügelgrab-Untersuchung auf der Militär-Uebungsheide „Auf der Horst", Senne, in „Aus der Vorzeit in Rheinland, Lippe und Westfalen" 1934, S. 153. — Es wäre überlegenswert, ob die in manchen Gegenden Deutschlands auf die Grabsteine gesetzten Lichtbilder des Verstorbenen nicht ein Ueberbleibsel der mittelalterlichen Gewohnheit sind, den Toten auf dem Grabstein nachzubilden.

Boot mit zur letzten Reise. Auch die Bestattung auf einem brennenden Schiff ist überliefert, und „manch einer dieser Grossen ist, wenn er den Tod nahen fühlte, auf seinem brennenden Schiff mit der Drachenzier hinausgesegelt, um sein Grab in den Wogen der Heimatsee zu finden, die die Stätte seiner Taten, seiner Sehnsucht, die feierlichen Wege und Grenzen seines Machtbereiches waren"[1]. Achthundert Jahre liegen dazwischen; das sind nicht einmal 2 Dutzend Geschlechterfolgen und deshalb viel zu wenig, um menschliche Art zu ändern. „Die Nachkommen der Wikinger hatten die Natur ihrer Väter geerbt, und ihr Blut pulste darum eben so stark. Die Formen wandelten sich, die Namen änderten sich noch mehr... aber derselbe suchende Sinn, dasselbe Streben nach dem Neuen, Fremden und Unbekannten, das die Wikinger vorzeiten weit über Meere und Länder trieb, lebt... weiter... bei den Söhnen im Norden"[2]. So mag wohl der Erste, der sein Schiff auf den Grabstein setzte, ein Neues damit aufgebracht haben; im Grunde aber war es etwas, das dem Wesen dieser Seefahrer entsprach und so schmückten sie denn ein Vierteljahrtausend hindurch ihre letzte Ruhestätte mit dem Schiff.



4. Tjängvide auf Gotland.
Runenstein mit Schiffsdarstellung; nach Hahne.

Und wie es dem Schiffer bald selbstverständlich war, dass auf seinen Denkstein der Segler gesetzt wurde und diese Gewohnheit erst schwand, als die grosse Fahrt zu Ende war und aus Seeleuten Bauern wurden, — so konnten sich die alten Sinnbilder durch Jahrhunderte halten, weil sie

[1] Hahne, Totenehre im alten Norden, S. 137. [2] Nordenstreng Die Züge der Wikinger, S. 220.

aus selbstverständlicher Gewohnheit immer von neuem angewandt wurden, ohne dass man sich im einzelnen des Warum und Wieso bewusst war. Das ist eine Erscheinung, die überall in der bäuerlichen Welt beobachtet werden kann: die überlieferte Form hat ihren Wert und ihre Berechtigung in sich selbst; deshalb ist jede Frage danach überflüssig. Wohl aber setzt das Fragen ein, wenn ein Zeichen geändert wurde oder gar fortfallen sollte.

Es ist natürlich, dass bei längerer Überlieferung der einstige Sinn sich verschieben kann. Das erweist sich deutlich beim Grabkreuz. Ursprünglich ein Glaubenssymbol, hergeleitet vom Kreuzestod Christi, ist es heute zum Todeszeichen schlechthin geworden, das mit der Kreuzigung unmittelbar nichts mehr zu tun hat. Es gilt vielmehr so ausschliesslich als ein Sinnbild des Todes, dass bei Angabe der Lebensdaten in Urkunden, Stammbäumen usw. vor den Todestag als allgemein verständliches Zeichen ein Kreuz gesetzt wurde, wie anderer Seits ein Stern vor dem Datum die Geburt anmerkte.

Ebenso ist es erklärlich, dass neue Sinnbilder zu dem alten Schatz kamen. So wurde im Freiheitskampf 1848 das Erinnerungskreuz des schleswig-holsteinischen Heeres auf den Grabstein Gefallener gesetzt, ähnlich wie im Kriege 1914 das Eiserne Kreuz dafür Verwendung fand. Beide Kriege waren Auseinandersetzungen, die das völkische Dasein bedrohten und in die Gedanken tief einschnitten. Darum erschienen die Ordenskreuze dem Volksempfinden bald weit mehr als ein Sinnbild des ausgefochtenen Kampfes denn als die Auszeichnung eines Einzelnen, und wurden deshalb dem gefallenen Streiter auf seinen Denkstein gegeben[1]. — Solche Neuschöpfung oder Übernahme neuer Zeichen ist sicher nicht aus

[1] Blachetta, Buch der deutschen Sinnzeichen, S. 113, irrt also, wenn er meint, das Eiserne Kreuz sei erst im gegenwärtigen Kriege zum Sinnbild des gefallenen Soldaten geworden. Die Gedenktafeln für die Gefallenen der Kriege 1813, 1870 und 1914 bezeugen das weit höhere Alter dieser Sitte, die unmittelbar auf einen königlichen Befehl des Jahres 1813 zurückgeht. Anfänglich wurde das EK auf dem Denkmal allerdings nur dem zugestanden, der für die Verleihung in Frage kam, aber sie nicht mehr erhalten konnte, weil er vorher gefallen war. Jedoch auch diese Anordnung fusst auf älteren Gewohnheiten: denn es sind Grabsteine aus der Zeit um 1800 vorhanden, auf denen entweder die Orden des Toten abgebildet sind oder aber die hinter einem in das Grabmal eingelassenen Fensterchen die Originalauszeichnungen zur Schau stellen. — Leider ist dieser Irrtum nicht der einzige, dem Blachetta zum Opfer gefallen ist. In seinem Buche findet sich nur zu häufig Unbewiesenes und nicht zu Beweisendes, so dass es vom Standpunkt ernsthafter Forschung abzulehnen ist.

kühler Überlegung entsprungen und braucht dem nüchternen Verstande gar nicht bewusst zu werden. Das zeigt sich gerade bei der Verwendung des Eisernen Kreuzes, die erst bei rückwärts gewandter Betrachtung sich als ein folgerichtiges Geschehen erweist. Heute ist es ein Sinnbild geworden, das fraglos dem gefallenen Soldaten zusteht.
Die Kirche ist sich stets dessen bewusst gewesen, dass alle diese Sinnzeichen einer Welt zugehören, mit der sie im Widerstreit liegt, wie sich schon aus dem Beispiel jenes nieblumer Seemanns ergibt, der auf Veranlassung des Kirchenvorstandes das Hamlet-Zitat von seinem Denkstein entfernen musste. Das geht weiter aus dem Umstand hervor, dass niemals der Denkstein eines Geistlichen mit Sinnbildern der dritten Gruppe ausgeschmückt wurde. Und wenn den alten Bildern christlich-religiöse zugesetzt werden, die vielfach das Gesamtbild zerreissen, oder wenn auf sonst wohlerhaltenen Steinen zertrümmerte Sinnbilder stehen, wofern sie nicht gar völlig entfernt wurden, so liegt auch darin eine Bestätigung für die nicht-christliche Herkunft jener Zeichen.



TOTENHAUS UND TOTENHECK

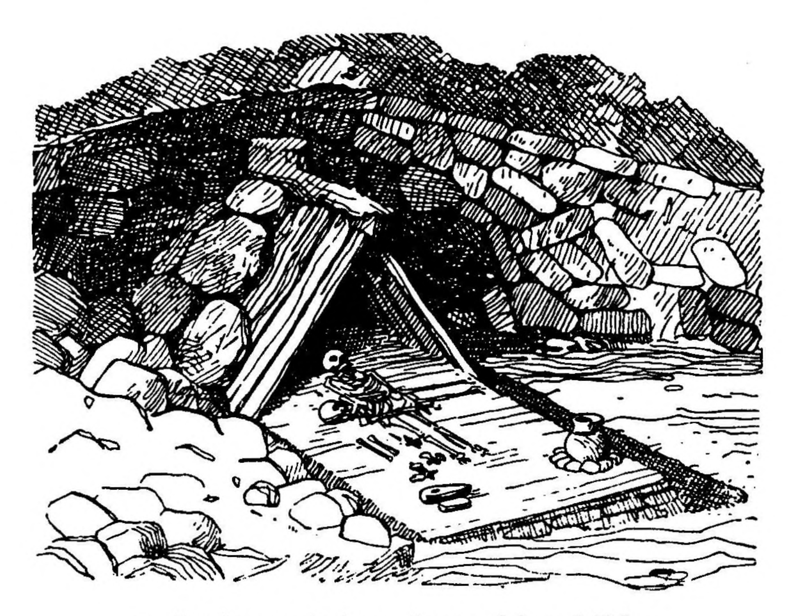
Abb. 5–7.

DIE Vorstellung, dass der Tod nur eine veränderte Form weiteren Lebens sei, bringt die Notwendigkeit mit sich, dem Toten eine Behausung zu schaffen, der gleichend, die er im Leben bewohnt hatte... Die einfachste Form, dem Toten das Haus zu belassen, war die, dass man die Leiche im Hause selbst verscharrte. Dieser Brauch hat sich jedoch aus begreiflichen Gründen nicht dauernd halten können, und es beginnt schon sehr früh die Geschichte des gesonderten Grabbaues. Die älteren Grabhäuser stellen das Haus noch in seiner vollen Grösse dar..."[1], wie z.B. die Grabhügel von Helmsdorf, Leubingen, Sarmenstorf ein vollständiges Haus bargen, in dem der Tote beigesetzt war (Abb. 5). Manchmal wurde das Haus verbrannt, ehe man den Hügel aufschüttete, wie es beispielsweise bei dem Grab von Grünhof-Tesperhude geschehen ist, wo dann später die Sage des Vorgangs sich bemächtigte und über die Jahrtausende hinweg zu berichten weiss, dass in dem Hügel ein grosses Feuer brenne.

Jedoch war Holz nicht der einzige Baustoff für solche Totenhäuser. Auch die Steingräber sind letztlich nichts anderes als Wohnungen der Toten, wie an der hier und dort erhaltenen Bemalung der Steinflächen zu erkennen ist, die Wandteppiche, ja gelegentlich sogar ein an der Wand aufgehängtes Musikinstrument andeutet (Göhlitzsch an der Saale).

In den späteren Zeiten der Brandbestattung wird die Urne des öfteren als ein Haus geformt, das in der Regel von einem schützenden Steinkreis innerhalb des Hügels umgeben ist.

[1] Behn, Hausurnen, S. 5.

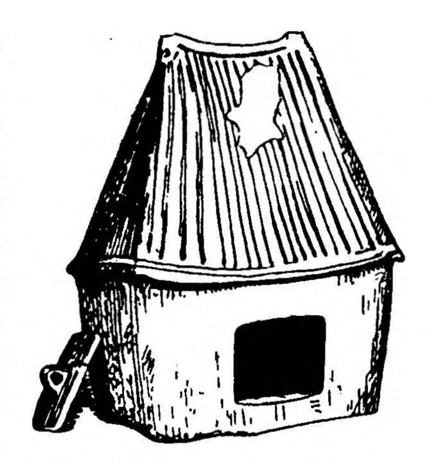


5. Totenhaus von Leubingen; bronzezeitlich; nach Hahne.

Selbst der heute übliche Sarg lässt in seinem Aufbau noch das Totenhaus erkennen, aus dem er entstand, wobei der Deckel dem Dach gleichzusetzen ist und der Sargkasten den Hauswänden entspricht. Auch die Reliquiare, die im tiefsten Grunde ja nichts anderes als Bestattungen sind, zeigen vielfach die Gestalt eines Hauses oder auch einer Kirche. Denn selbst „die Kirche ist in ihrer baulichen Anlage ursprünglich gar kein Gotteshaus, sondern eine kultische Gräberanlage gewesen. Hier war der Ort, die Ahnen zu verehren. Das Heilige an der Bauanlage der Kirche waren ihre heiligen Grüfte ..."[1]. Vgl. hierzu auch den Abschnitt „Die Hand". Solche Auffassung wird erhärtet durch die vieler Orts wiederkehrenden Sagen von der Totenmesse, zu der irrtümlich ein Lebender den Weg findet. Zugleich aber machen derartige Erzählungen es greifbar deutlich, dass der Friedhof das Dorf der Toten ist und dass die von Gräbern umgebene Kirche nicht nur inmitten des Ortes

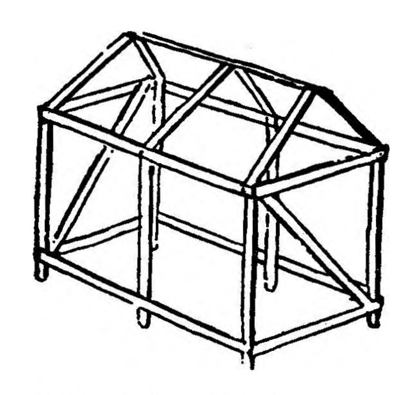
[1] Güntert, Altgermanischer Glaube nach Wesen und Grundlage, angeführt nach Jung, German. Götter und Helden, S. 280.

der Lebenden steht, sondern genau so im Mittelpunkt des Totendorfes.
Von hier aus wird ein Brauchtum begreiflich, das sich in einigen Gegenden Ostfrieslands bis in unsere Tage gehalten hat: Vor Beginn der Trauerfeier wird neben dem offenen Grabe ein Lattengerüst aufgestellt, anzusehen wie das Fachwerk eines meterhohen Hauses, — das Totenheck. Ehe die Träger den Sarg in die Erde senken, hängen sie das Bahrtuch über das Heck, mit dem nach beendeter Leichenrede das noch offene Grab verstellt wird.



6. Haus-Urne von Aschersleben; eisenzeitlich; nach Schuchhardt.

Wenn das Trauergefolge den Friedhof verlassen hat, setzt der Totengräber das Heck noch einmal bei Seite, um das Grab zuschaufeln zu können. Danach wird es sogleich zurück- und über den frisch aufgeschütteten Hügel gestellt, wo es etwa eine Woche verbleibt. Das Sarglaken dagegen wird schon am Abend des Begräbnistages abgenommen und nur noch einmal aufgehängt, wenn die Angehörigen des Verstorbenen zum Gottesdienst gehen, d.h. am nächsten Sonntag unter der Kirchzeit.
Heck und Bahrtuch gehören heut zu Tage entweder dem Totengräber oder der Gemeinde, die es gewöhnlich hinter dem Altar aufbewahrt.
Der Brauch selbst hat sich in den letzten Jahrhunderten stark gewandelt. In früheren Zeiten blieb das Heck stehen, bis es über dem Grabe zusammenfiel und das Sarglaken verschlissen war. Jedoch war bereits im 17. Jahrhundert die Standzeit auf sechs Wochen beschränkt, und es musste an die Armen des Kirchspiels eine Gebühr entrichtet werden. Besonders die letztgenannte Vorschrift macht es deutlich erkennbar, wie viel schon damals von dem einstigen Sinn des Brauches verloren gegangen war.
Es ist ein alter Volksglaube, dass die Grabbeigaben dem Toten im Jenseits



7. Totenheck aus Marienhafe; Gegenwart; nach Steilen.

erst dann zur Verfügung stünden, wenn sie verwest, d.h. in eine andere Wesenheit übergegangen seien. Auf diese Meinung gründen sich zahlreiche heute noch angewandte Bötsprüche und Volksheilmittel. – So mag daher auch das Totenheck entstanden sein aus der Behausung des Verstorbenen, die man ihm mitgeben wollte in die andere Welt. Es deutet ja schon die Form auf sein eigentliches Wesen als Totenhaus hin, und der Name bestätigt es es ausdrücklich noch einmal. Denn Heck ist verwandt mit dem Worte Hag oder Hagen, das einen umhegten Platz bezeichnet und gleichbedeutend ist mit dem Personennamen Hagen, der seinerseits wieder zu dem Freund Hain, d.i. dem Tode hinführt[1].

Das Verblassen des ursprünglichen Sinnes, dazu die Ansicht einer verstandeskühlen Zeit, welcher der nutzlos vergehende Wert einiger Kanthölzer und eines Sarglakens wehe tat, haben daraus die zunächst freiwillige Gabe an die Armen und später die Pflicht zur Zahlung gemacht. Nicht anders wird ja heute hier und dort an Stelle der Blumen und Kränze der nackte Geldwert den Hinterbliebenen in die Hand gedrückt.

[1] Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung, S. 95.

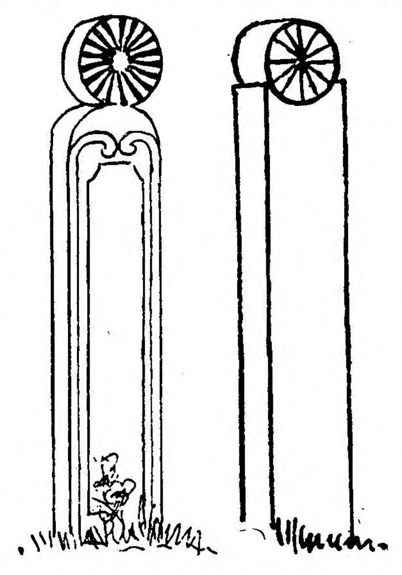
DER PFAHL

Abb. 8–12.

AUF ostpreussischen Friedhöfen findet man ab und an als Grabmal einen einfachen Pfahl, anderthalb Meter lang, mit einfachem Zierrat am oberen Ende (Abb. 8–10). Die in den litauischen Fischerdörfern vorkommenden Bohlen sind anscheinend eine etwas weiter entwickelte Form dieser Denkmäler. Ihr oberer Teil ist ausgesägt und bunt bemalt; zumeist sind Vögel dargestellt. Inschriften sind in beiden Fällen nicht immer vorhanden.

Ähnliche Pfahlsetzungen waren in der Lüneburger Heide gebräuchlich. Sie sind weiter bezeugt von der Niederweser, aus Ostfriesland (Abb. 12) und in der Pfalz. Dort sollen sie hauptsächlich von Reformierten gesetzt worden sein. Sie massen ungefähr einen Meter in der Länge und eine Spanne im Geviert; am oberen Ende war ein gedrehter Knopf oder eine ausgesägte oder geschnitzte Taube.

Sowohl der Pfahl als auch der schmükkende Vogel darauf lassen sich weit in die Vergangenheit hinein verfolgen. Bereits „an den Steinkistengräbern von Gramenz wurde erstmalig das Vorhandensein balkenförmiger Grabzeichen sicher festgestellt, die vielleicht der



8 - 9. Sonnenborn, Ostpr. 1938; nach v. Zaborsky.



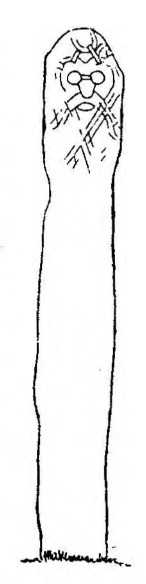
10. Kahlau in Ostpreussen; 1864.

Seele, wenn sie aus dem Grabe in Vogelgestalt emporkam, als Ruhesitz dienen sollte"[1]. Die Bedeutung der Stange als Ruheplatz für die umherwandernde Seele kehrt wieder in der Volksmeinung, man müsse in einen Neubau einen Pfahl setzen als „Ruheplatz für den Geist", damit das Gebäude von Spuk verschont bleibe[2]. Paulus Diaconus berichtet in seiner Geschichte der Langobarden, Buch I, Kapitel 34: „Die Königin Rodelinde aber gründete ausserhalb der Mauern der Stadt Ticinus (= Pavia) eine Kirche der heiligen Mutter Gottes, welche zu den Stangen genannt wird, mit besonderer Kunst und zierte sie mit herrlichem Schmuck. An den Stangen aber heisst der Ort um deswillen, weil hier vormals aufrechte Stangen standen, die nach langobardischer Sitte aus folgender Ursache gesetzt zu werden pflegen; wenn einer irgendwie im Kriege oder sonstwo umgekommen war, so setzten seine Blutsverwandten auf ihren Grabstätten eine Stange; auf deren Spitze sie eine hölzerne Taube befestigten, die nach der Gegend hingewandt war, wo der Geliebte gestorben war, damit man nämlich wüsste, wo der Tote seine Ruhestätte habe"[3]. Der Sinn dieser Mitteilung ist wohl, dass man auf das Familiengrab für den in der Ferne Gestorbenen ein Denkmal setzte, — etwa so, wie heute hier und dort in Erbgrüften ein Stein an den im Kriege gebliebenen Verwandten erinnert —, und dies Denkmal war bei den Langobarden ein Pfahl mit einer Taube.

Solch eine Grabstätte mag dann etwa den Anblick geboten haben, wie es ums Jahr 900 von den an der Wolga ansässigen Warägern erzählt wird: „Sobald ihre Schiffe an den Ankerplatz gelangt sind, begibt sich jeder

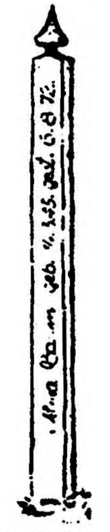
[1] Kunkel, Das pommersche Heimatbuch, angeführt nach Jung, S. 76. [2] HDA VI, 1548, Stichwort „Pfahl". [3] Angeführt nach Jung, Germ. Götter und Helden, S. 74.

von ihnen zu einem dort hoch aufgerichteten Holz, das eine Art von menschlichem Gesicht hat und von kleinen Bildsäulen umgeben ist; hinter diesen stehen noch andere hohe Holzsäulen aufgerichtet"[1]. An dies „hochaufgerichtete Holz, das eine Art von menschlichem Gesicht hat" erinnert der Runenstein von Lund in Schonen, dessen vier Meter hohe natürliche Säule oben die von etlichen heidnischen Runensteinen her wohlbekannte Maske trägt[2]. Da Stein, Pflock und Pfahl als heilig galten, und da sich aus ihnen das Ahnen- und später das Götterbild entwickelt hat[3], so wird jene grosse Holzsäule an der Wolga ein Ahnengrab bezeichnet haben, um das herum kleinere Säulen für die Nachfahren aufgerichtet worden waren. Der Nachsatz, dass „hinter diesen noch andere hohe Holzsäulen" standen, lässt sogar die Möglichkeit weiterer Gräber, d.h. eines Friedhofes zu.

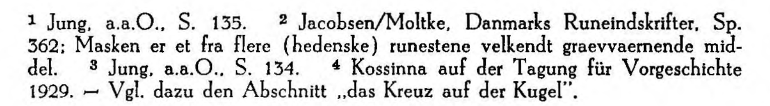


11. Runenstein von Lund in Schonen; nach Jacobsen/Moltke.

Das ausgedehnte Gebiet, in dem gegenwärtig noch Grabpfähle vorkommen, ist angesichts des weiten Raumes, den der Pfahl in vor- und frühgeschichtlicher Zeit beherrschte, kein Hinderungsgrund für die Annahme einer fortdauernden Überlieferung, — um so weniger, als die sprachliche Überlieferung räumlich wie sinngemäss das gleiche Bild gibt. So hatte das gotische Wort *alhs* = Heiligtum ehedem die Bedeutung „Holzgötze" und ging zurück auf „die Darstellung des Himmelsgottes durch einen Holzpfahl oder Balken und einen Steinhaufen"[4]. Dem gotischen *alhs* verwandt und von gleichem Bedeutungsinhalt wie dieses ist der Name der Alchen, der göttlichen Zwillinge der schlesischen Vorzeit, und zu diesen wiederum gehören die hasdingischen Führer Ruos und Raptos, deren Namen mit



12. Elsfleth, 1909; nach Steilen.



[1] Jung, a.a.O., S. 135. [2] Jacobsen/Moltke, Danmarks Runeindskrifter, Sp. 362; Masken er et fra flere (hedenske) runestene velkendt graevvaernende middel. [3] Jung, a.a.O., S. 134. [4] Kossinna auf der Tagung für Vorgeschichte 1929. — Vgl. dazu den Abschnitt „das Kreuz auf der Kugel".

3

Stange und Balken zu übersetzen sind, also das Gleiche besagen. Rechnet man dazu, dass der skandinavische Göttername der Asen in jetziger Sprache schlichtweg „Balken" heisst und dass in der Steiermark das Wort Ase noch heute den Herdbalken benennt, dann dürfte kaum mehr ein Zweifel daran bestehen, dass der Grabpfahl heute wie ehedem das Ahnengrab bezeichnet, — auch wenn der heutige Mensch es vergessen hat.

DER BAUM

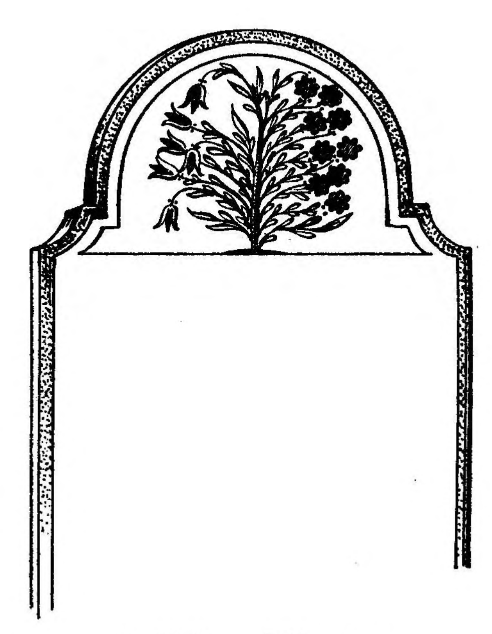
Abb. Titelbild, 13—16, 18, 20, 44, 77—80, 120.

AUF zahlreichen föhringischen Grabsteinen steht über der Schrift ein Blumenstock, der oft bunt bemalt ist. Die Blüten sind unregelmässig verteilt, aber stets in zwei verschiedene Gruppen rechts und links des Stockes geschieden; manchmal hängen einzelne Blüten nach unten oder sind abgebrochen (Abb. 13, 14). „Die obersten Blüten stellen das Elternpaar, die übrigen an der Seite des Vaters die Söhne und an der Seite der Mutter die Töchter dar. Wo ein Familienmitglied abgeschieden ist, ist der Blütenstiel durchhauen oder abgebrochen"[1]. Im allgemeinen deuten „Tulpen auf die Knaben und Rosen auf die Mädchen hin"[2]. Das Ganze ist also nichts anderes als die bildliche Darstellung eines Stammbaumes, wenn auch beschränkt auf eine einzelne Familie. Aber damit ist der Sinn des Bildes nicht erschöpft: auf einem amringer Grabstein des Jahres 1811 ist der Blütenstock nämlich umschrieben von dem Vers

Wie die Blume bald entstehet
und bald wiederum vergehet,
so ist unser Leben, sehet![3]

Damit wird er zum Sinnbild des Lebens schlechthin erklärt, d.h. zum

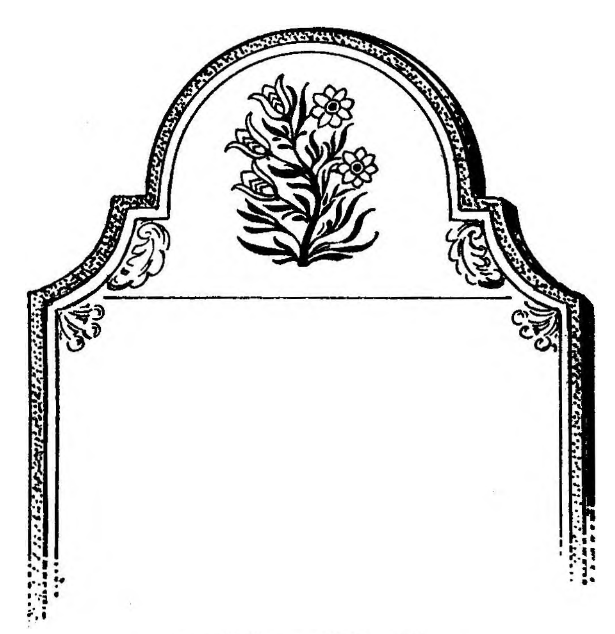
[1] Jensen, Die nordfriesischen Inseln, S. 412. [2] Möller, Der Kirchhof in Nebel auf Amrum, S. 30.
[3] Möller, a.a.O., S. 114/115. — In Ostdeutschland werden ähnlich geknickte Aehren abgebildet. Brunner, Ostdeutsche Volkskunde, S. 198, dazu Abb. 61. — Die Korngarbe oder die Aehren gehören in den Vorstellunger der alten Mythen zum Schiff oder dienen selbst als solches, derart, dass auf ihnen der tote Held oder König entführt wird, wie ja überhaupt das Schiff den Verkehr zu den Abgeschiedenen vermittelt. Es fällt auf, dass die Helden solcher Sagen ihren Namen vom Korn bekommen haben, wie z.B. Sceaf = Garbe, Beow = Gerste. Vgl. Almgren, Nordische Felszeichnungen, S. 327. — Vermutlich steht im Zusammenhang damit auch das der Volkssitte sehr wichtige Erbbier.



13. Nieblum auf Föhr, 1877.

Lebensbaum. Dieser aber ist ein zwiespältiges Ding, ein Gegenstand von einander völlig widersprechenden Auffassungen. — Nach der Edda entstehen die ersten Menschen aus Baumstämmen und heissen danach Ask und Embla (= Esche und Ulme). Es ist ein Nachklang solcher Anschauungen, wenn „in Schweden Schwangere in ihrer Not den Vardträd (Schutzbaum) umfassen und in Dänemark der Hollunder den Kreissenden hilfreich sein soll" [1]. Eng verwandt mit diesen Vorstellungen ist das Kinderverschen, wonach die „hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen", oder die von Luther gebrauchte Wendung dass „dann je die Kerle, die dazu tüchtig sind, nicht auf den Bäumen wachsen" [2]. Auch im Schlauraffenland „wachsen die Bauern auf den Bäumen" [3]. Vielerorts kommen sogar die Kinder aus Bäumen, wie z.B. aus der sog. Kropfbuche im Brühler Schlosspark bei Köln. Anderswo ist es eine Linde, wie

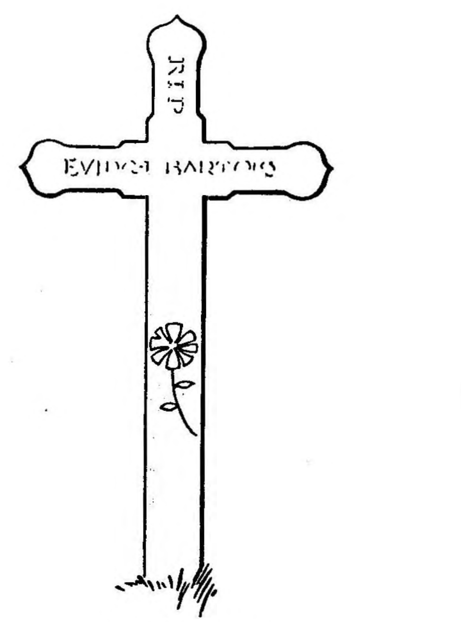
[1] Mannhardt, Feld- und Waldkulte, angeführt nach Reuter, Das Rätsel der Edda, II, S. 83.
[2] Luther 6, 165 b, angeführt nach Grimm, Deutsches Wörterbuch I, Sp. 1188, Stichwort „Baum".
[3] Handwörterbuch des Deutschen Märchens I, 200 Stichwort „Baum", Ziffer 6 b α

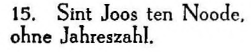


14. Nieblum auf Föhr, 1903.

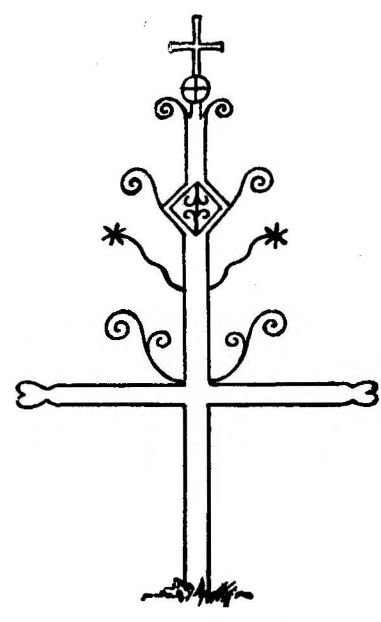
etwa in Nierstein, oder ein Weidenbaum (am Niederrhein) oder wie in Bruneck in Tirol eine hohle Esche usw. usw.[1]
Wieder ist es ein Baum, in dem nach der Sage der einzige Überlebende des Menschengeschlechtes drei kalte Winter überstehen soll[2], ähnlich wie bei der Götterdämmerung Lif und Lifthrasir sich im „Holze" Hoddmimirs verbergen, um dem Weltenbrand zu entgehen[3]. Wieland der Schmied schliesst sich in einen ausgehöhlten Baumstamm ein und treibt in ihm übers Meer nach Dänemark. — Dieses Schutzsuchen und Verbergen im Baum lässt an den Sarg denken, „wie denn merkwürdig der aus Bohlen und Brettern zusammengeschlagene Sarg Totenbaum oder bloss

[1] Goswin P. Gath, Das Naturgeisterbuch, Köln 1941, S. 201. Nach Erich Jung, Germ. Götter und Helden, S. 157, ist der niersteiner Baum eine Ulme, die der Gemeinde gehört; das stimmte zu den Vorstellungen von Esche und Ulme als Namen ersten Menschen. — Scheltema, Symbolik der germ. Völker, S. 99, nennt auch die Eiche als „Kindlebaum". — Vgl. ferner Tafel 18,1 der Fehrle-Festschrift: Baum mit Wickelkindern in einem Gebäckmodel aus Ostpreussen. [2] Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, S. 461. [3] Thule II, Edda — Götterdichtung, S. 92: Wafthrudnirlied, Vers 45 — Der Name Lif bedeutet Leben, Lifthrasir = Leben begehrend, so dass das Holz Hoddmimirs sich unverkennbar als der Lebensbaum ausweist.





15. Sint Joos ten Noode,
ohne Jahreszahl.



16. Aus dem Harz, 19. Jahrh.;
nach Hardung.

Baum hiess, noch heute in Schwaben und in der Schweiz Todabaum, ein Kindersarg, den man unterm Arm oder auf der Schulter zum Kirchhof trägt, Bömmli, bei den Friesen Dothholt" [1]. Nach dem Weistum des Kappelrodecker Bauerngerichts sollen, „wann ein Lich ist, zwen die nechsten Nachgeburen graben und darnach vier die nechsten den Baum machen (Baum, Totenbaum, der alte alamannische Name für den Sarg auch heute noch. Mit dem „Doddabomm renna" sagt man in der Baar für „mit der Leiche gehen") und zue Kirchen tragen oder der nechste zue Kirchen fueren, der da Fuerung hat" [2]. „Im Allgäu findet man die Redensart ‚man hat ihn in den Bom getan' für ‚man hat ihn in den Sarg gelegt'. Das weist gleichfalls auf eine sehr alte Art der Bestattung, zufolge welcher die Toten in Särge gelegt wurden, die ursprünglich die Gestalt von Baumstämmen hatten. Man hatte zur Herstellung eines sol-

[1] Grimm, Deutsches Wörterbuch I, 1188, Stichwort „Baum". [2] Kolesch, Deutsches Bauerntum im Elsass, S. 83.



17. Worms, frühchristl.; nach Jung.

chen Sarges vom Baumstamm ein kleineres Stück als Deckel abgespalten und den grösseren Teil ausgehöhlt"[1]. Aus bronzezeitlichen germanischen Bestattungen ist der Baum-Sarg ebenfalls zahlreich bezeugt, und seine Verwendung kann bis in die ausgehende germanische Zeit belegt werden. In diesen Zusammenhang gehören auch Bilder wie z.B. Hans Sebald Behams Holzschnitt von „Adam vnd Eva jm Paradeyss", der den Apfelbaum als ein Skelett zeigt. Jakob Rueff bringt 1533 in seinem Hebammenbuch die gleiche Darstellung in noch schärferer Art. Aus denselben Gedankengängen ist wohl auch der Grabstein zu erklären, der in flüchtigen Umrissen zwei der menschlichen Gestalt angeglichene Baumstämme als Randleisten aufweist (Abb. 18).

In eine andere Richtung deutet die in Westfalen übliche Sitte, das Aufgebot zum Leichenbegängnis in einem hohlen Baume enden zu lassen, d.h. die Nachricht vom Ableben, nachdem sie allen Freunden und Nachbarn mitgeteilt ist, zu einem hohlen Baume zu tragen und dort die Ansage noch einmal in den Stamm hinein zu sprechen[2]. Ein alte Regel der

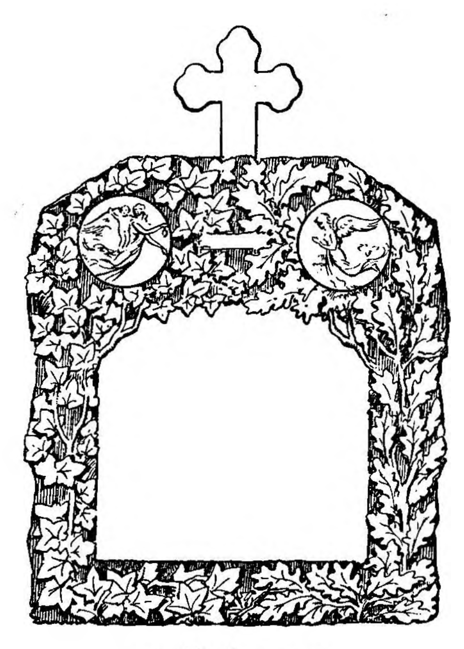
[1] von Spiess, Totenbretter in „Germanen-Erbe" 1938, S. 148. [2] Sartori, Westfälische Volkskunde, S. 101.



18. Harz, 19. Jahrh.;
nach Fehrle-Festschrift.

Märchen und Sagen will es, dass der Held durch einen Baum in die andere Welt geht; auf diese Anschauung darf wohl auch der erwähnte Brauch zurückgeführt werden als die Ankündigung, dass der Tote aus dem menschlichen Bereich in die andere Welt kommt[1]. Es ist nicht ausgeschlossen, dass das Meer, über das sich Wieland im Baume nach Dänemark treiben lässt, eigentlich die Grenze bezeichnet, die die Reiche der Lebenden und der Toten von einander scheidet; wie sich ja z.B. in Friesland noch die Sage von dem Schiffer gehalten hat, der die Seelen der Toten übers Meer nach Engelland bringt (vgl. Seite 139), und „der Baumsarg – der nauffus = navis des salischen Gesetzes – ist mit dem Einbaum als Boot urverwandt"[2].

[1] von Spiess, Marksteine der Volkskunst II, Abschnitt „das Tor im Baum", S. 249 ff. [2] Scheltema, Symbolik der germ. Völker, S. 81.



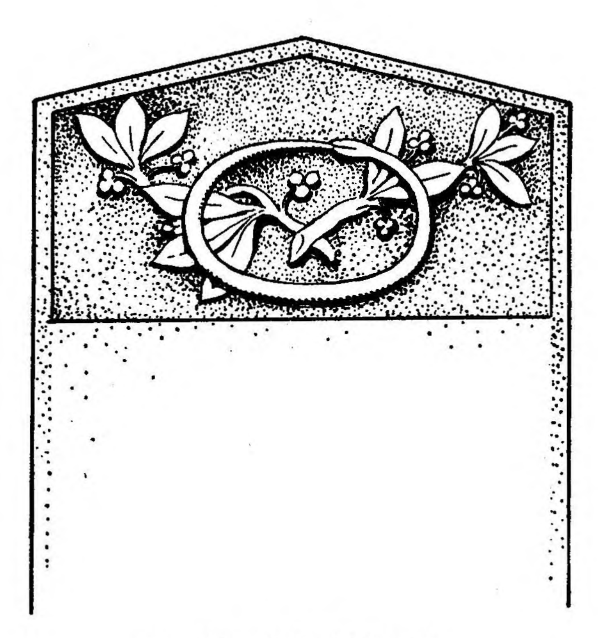
19. Flensburg, 1870.

DER GRÜNE UND DER DÜRRE ZWEIG

Abb. 17, 19, 21–28, 30, 47, 54, 57, 63, 70, 71, 73, 76, 110.

Dem grünen lebendigen Baume gegenüber steht also der gefällte Stamm, das blattlose Totenholz. Dass aber letztlich beides doch wieder dasselbe ist, beweist ein Holzschnitt Cranachs von der „erlösten Braut Christi". Er zeigt einen Grabhügel, in dem Christus mit dem Teufel kämpft, nachdem er den Tod bereits überwunden hat; aus dem Hügel wächst ein Baum, dessen eine Seite winterlich-kahl ist, während die andere im sommerlichen Laubschmucke steht [1]. Die übliche Erklärung sieht die blatt-

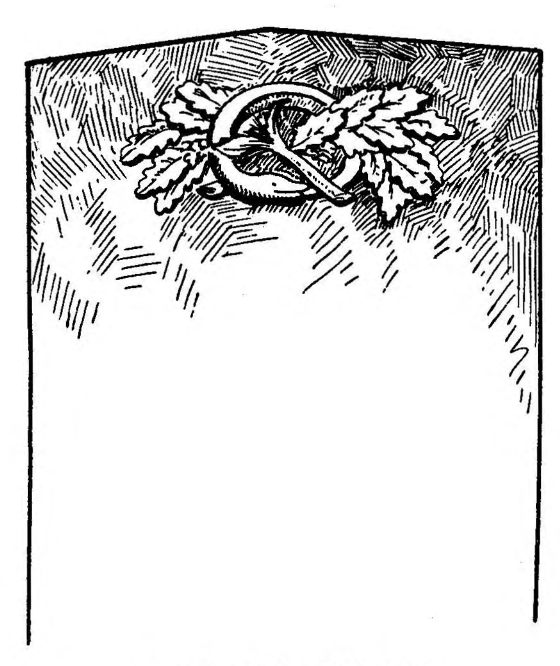
[1] Krause, Die nordische Herkunft der Trojasage, Abb. auf S. 43. – Grimm erwähnt in den Anmerkungen zu KHM 88 einen Garten „in welchem es halb Sommer und halb Winter ist". – Ein Feld der Kanzel von Witzwort in Eiderstedt, datiert 1583, zeigt den Lebensbaum im Paradies mit zur Hälfte belaubter, zur anderen Hälfte blattloser Krone. Lübsche Terrakotten des 16. Jahrh. zeigen den gekreuzigten Christus an einem zur Hälfte belaubten und auf der anderen Seite dürren Baum. Nordelbingen 3, Flensburg 1924, S. 195, Tafel 54. – Ein niederländischer Stich bildet die klugen



22. Westerland auf Sylt, 1883.
Grabstein der Frau zu 23.

Sommer-Winter-Baumes auf dem Cranachschen Holzschnitt. Dass es wirklich an dem ist, erweist sich an einem Grabstein aus Flensburg, der zu den beiden Zweigen auch noch Thorwaldsens „Tag" und „Nacht" trägt (Abb. 19). Da ist also an die Stelle der hellen und dunklen Jahreszeit die lichte und die dunkle Hälfte des Tageslaufes getreten. Auch die seit Jahrhunderten nachweisbaren Streitspiele zwischen Sommer und Winter, wie sie bei Frühlingsbeginn aufgeführt werden, nützen sinnbildlich den Gegensatz von lichtem Laub und dunklem Immergrün, um die beiden Jahreshälften zu bezeichnen; in der Regel steht der Efeu für den Winter[1]. Da der Efeu nicht nur das winterliche Wesen ist, sondern in den Streitgesprächen auch als weibliche Rolle gespielt wird, so

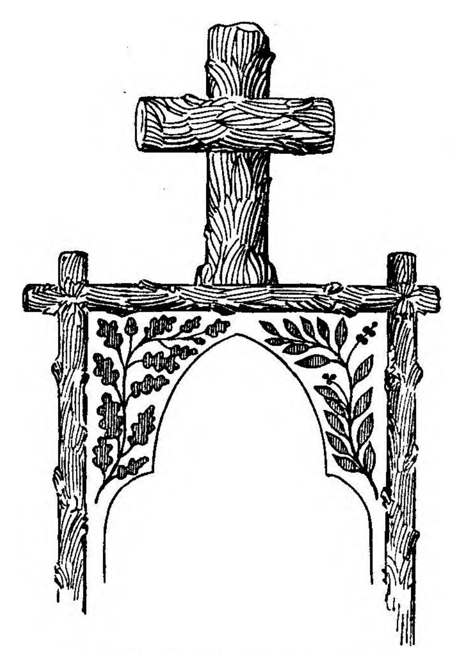
[1] Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, S. 28. Die Streitspiele gehören auf den Sonntag Lätare, den Totensonntag. Weinhold, Brauch und Glaube, S. 17 – Focke, Ritte und Reigen, erwähnt S. 11, dass die im Frühjahr üblichen Flurumritte früher nach Gräbern gingen, ehe sie Kirchen und Kapellen als Ziel nahmen.



23. Westerland auf Sylt, 1856.
Grabstein des Mannes zu 22.

kann weiterhin ein Liebes-Orakel herangezogen werden: Am Matthiastag werfen die Mädchen zwei Kränze ins Wasser, einen aus Efeu und den anderen aus Haferstroh. Haschen sie, rücklings, mit der Hand den grünen Kranz wieder, so heiraten sie noch in dem Jahre[1]. Es ist sicher nicht zufällig, dass mit St. Matthias als dem 24.2. ein Tag gewählt wurde, der in unmittelbarer Nähe des Kampfes zwischen Sommer und Winter steht. Erhärtet wird die Gleichung: grüner Zweig = Sommer = Leben und dürrer Zweig = Winter = Tod durch das ehemals weit verbreitete Brauchtum, im Frühjahr einen grünen Zweig auf das Grab zu stecken. „Ganz dieselbe Idee liegt auch einem anderen Volksbrauch zu Grunde, wonach auf Walpurgis oder Pfingsten jeder ehrbaren Jungfrau ein grüner Maibusch von den Burschen vor die Tür gesteckt, und zu Frankenberg

[1] Andreas-Friedrich, Aberglauben in der Liebe, S. 11. — Es darf auch nicht übersehen werden, dass zum Loswerfen in der germanischen Zeit die Zweige von einem lebenden Baume geschnitten sein mussten, dass also vertrocknetes Holz dazu nicht geeignet war.



24. Süderende auf Föhr, 1894 und 1903. Grabstein eines Ehepaares.

den Geistlichen und Beamten, nach vollbrachtem Maiauszuge, ein Maibaum unter Hochrufen vors Haus gepflanzt wurde. Das Symbol des Lebensbaumes, der dem Menschen Gedeihen und Segen bringen soll, die grüne Maie, wird hier den Lebenden, dort aber den Toten gebracht"[1]. Es geht in die gleiche Richtung, wenn man im Nassauischen meint, dass der noch im gleichen Jahre stürbe, dessen Maie in der Kirche umfällt[2]. Weiter gehört dazu der Volksglaube, dass jemand im Hause sterben muss, wenn ein Baum im Garten plötzlich verdorrt[3], oder dass man einen Baum zum Verdorren bringt, wenn man einen Sargnagel in ihn schlägt[4]. Es geschieht in der gleichen Meinung, wenn das Rosmarin

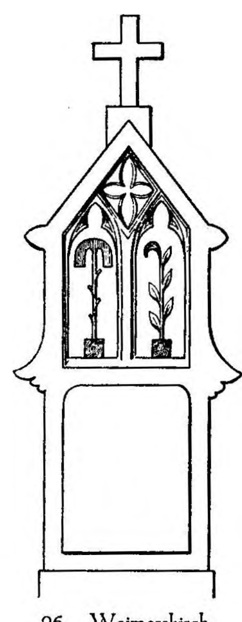
[1] Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche, S. 78. — Kolbe erzählt u.a., dass das Bestecken mit grünen Zweigen auch noch bei einem Hünengrabe in der Nähe von Warzenbach üblich gewesen sei.
[2] Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Textband S. 320. — Reuter, Rätsel der Edda II, 214, bringt den Lebens- und Todeszweig mit der abnehmenden und neuen Mondsichel zusammen; vgl. dazu den Abschnitt „der Mond". [3] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, S. 207, Ziffer 286. [4] Wuttke, a.a.O., S. 265, Ziffer 388.

sowohl zum Schmuck der Braut verwendet wird als auch beim Begräbnis [1]. Eine besondere Ausprägung des dürren und des grünen Holzes findet sich auf einem Grabstein in Nieblum (Abb. 20). Dort sind für die Eltern zwei kahle Bäume gezeichnet; die Kinder dagegen sind als Blüten neben sie gestellt. Da die Kinder bei der Errichtung des Steines bereits gestorben waren, so kann das dürre Holz dieses Mal nicht für den Tod stehen, sondern soll wohl die ältere absterbende Generation als den Gegensatz zu der jungen aufblühenden darstellen. Deren Tod wurde in der üblichen Weise durch die herabhängenden Blüten gekennzeichnet. Eine weitere Sonderform des belaubten und des dürren Zweiges findet sich in Westerland. Von den erhaltenen alten Steinen sind vier für zwei Ehepaare gesetzt, bei denen die Steine der Männer mit Eichenlaub versehen wurden, die der Frauen mit Immergrün (Abb. 21—23). Auch das entspricht der jahreszeitlichen Scheidung; denn Mannszeit war der Sommer und Frauenzeit der Winter. Demgemäss steht im Sommer der Wedewagen ursus maior) am Sternenhimmel, den während der Wintermonate das Bild von Friggs Rocken (orion) beherrscht. Auch die Mythe weiss von einer Herrschaftsteilung zwischen Odin (Sommer: vgl. Wedewagen) und Freyja (Winter) [2]. Ebenso stellten die vorhin



25. Barnsdorf bei Diepholz. Urne mit Leichenbrand; 2. Jahrh.; nach Hahne.

[1] Buschan, Das deutsche Volk in Sitte und Brauch, S. 447. — Die beiden Zweige erscheinen auch in den Wappen von Auderghem in Brabant und von Millingen in Gelderland. Zu dem zweiten heisst es „in zilver een schuingekruiste palm (?) en boomtak van groen. Het is ons niet bekend of deze gemeente wel een wapen voert, maar op het gemeentestempel en -zegelafdruk komt een dergelijke figuur voor . . ." Eine Verwandtschaft mit dem grünen und dem dürren Zweige ist wohl auch anzunehmen bei der Steinkiste von Schkopau, auf deren Wandplatten ein nach oben und ein nach unten gewendeter Baum gezeichnet sind. [2] Hamkens, Sinnbilder im schleswiger Dom, Abschnitt „Frigga und Freyja". Die darin beschriebenen, eindeutig aus dem Heidentum herzuleitenden Malereien sind von ornamental behandeltem Laubwerk umrahmt, das Eichenblätter und ein anderes nicht einwandfrei zu bestimmendes Blatt zeigt. Genau die gleiche Ranke steht in der Manessischen Handschrift bei dem Bilde des „Tanhuser". — Die Zuteilung der Eiche zum Manne zeigt auch der Umstand, dass im Jahre 1876 der Graf zu Rantzau-Pronstorf für seinen Sohn Hans Caspar eine Eiche pflanzte, für die zwei Jahre später geborene Tochter aber eine Blutbuche, welche beiden Bäume noch heute unter den Namen Hans-Caspar-Eiche und Anna-Buche im Lucienwald bei Pronstorf stehen.



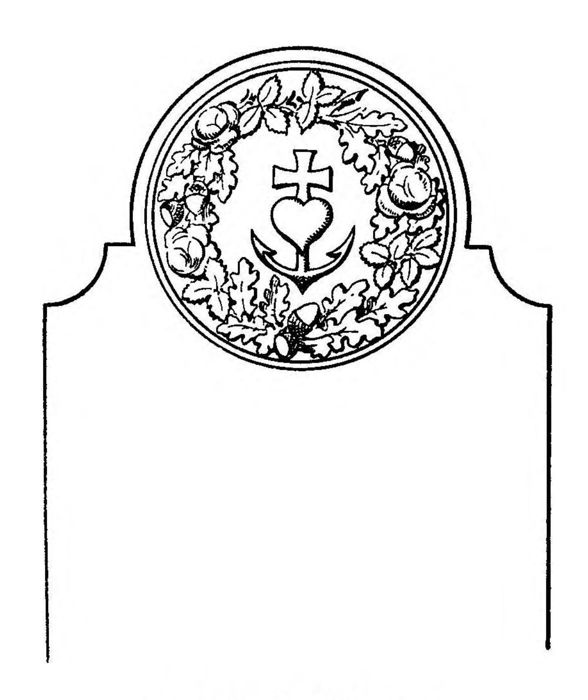
26. Weimerskirch bei Luxemburg, 1905.

erwähnten Streitgespräche zwischen Sommer und Winter diesen weiblich und als Efeu dar, jenen aber als Mann. Es rundet das Bild, dass die Angelsachsen die Mittwinternacht als „Mütternacht" benannten.

Dass nun gerade die Eiche dem Winterholze gegenüber gestellt wird, ist kein Zufall. Auf einem Brandgräberfelde des 2. Jahrhunderts, bei Barnsdorf in Hannover, ist eine Urne „mit Leichenbrand gefüllt gewesen. Aussen am Boden, sowie dicht unterm Rande und innen am Boden haften erhebliche und gut erkennbare Reste von Eichenblättern, und zwar auf einem Teil der innen haftenden sitzen Gewebe, was beweist, dass das Eichenlaub in das Gefäss getan war, bevor der in Gewebe gewickelte Leichenbrand in dasselbe getan wurde; und die aussen anhaftenden Blattreste zeigen, dass das als Urne benutzte Gefäss auch auf Eichenlaub stand, als es in die Erde gesenkt wurde. Genaues Verfolgen der Konturen der Blattreste und der ausserdem erkennbaren Blattrippenabdrücke lassen erkennen, dass es belaubte Endzweige der Eiche waren, auf die die ganze Urne und der Leichenbrandbeutel in die Urne gebettet wurden. (Besonders aussen sind dort, wohin die Hauptrippen zweier Blätter konvergieren, breitere, unscharfe, knollig endende Abdrücke zu erkennen, wohl das Astende mit den Blattknospen)"[1] (Abb. 25). Bei einer Hinrichtung durch Erhängen musste nach germanischem Rechte „der Hängebaum eine Eiche, der Ast, an dem der Verbrecher gehängt wurde, dürr sein. Der Strang musste aus Eichenzweigen und nach links gedreht sein"[2].

Im Märchen kann der Teufel eine verpfändete Seele erst dann holen, wenn alle Bäume kahl sind; aber die Steineiche (und -buche), die den

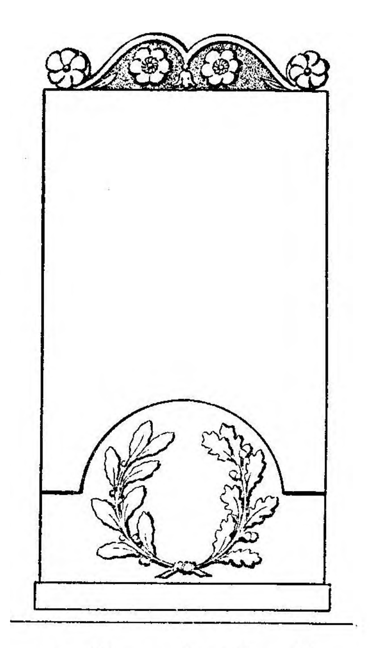
[1] Hahne, Das Brandgräberfeld von Barnsdorf, angeführt nach Detering, Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit, S. 102. [2] Amira, Die germanischen Todesstrafen, angeführt nach Haseloff, Der Galgenberg von Jtzehoe, in „Offa" 1938, S. 18.



27. Süderende auf Föhr, 1853.

Winter über die dürren Blätter behält, rettet das verwirkte Leben[1]. Auch da ist also völlige Winterdürre Voraussetzung für den Tod und bedeutet die blättertragende Eiche das Leben. Auf einem Grabstein von Föhr sind Eichen und Rosen zum Kranz gebunden (Abb. 27); da die Rose „das Vorbild des Todes"[2] ist, so erscheint auch in diesem Falle die Eiche als der Lebenszweig. Es kann also kein Zweifel daran bestehen, dass die Eiche als Sommerbaum gleichzeitig auch der Lebensbaum ist und damit gegensätzlich zum Totenholz steht. Es entspricht dieser Vorstellung, wenn im Märchen der Saft einer Eiche Getötete zum Leben erweckt[3] und eine keimende Eichel die Verwünschung aufhebt[4].
Die Verkörperung des Totenholzes ist der dürre Zweig, — er lebe „auf

[1] Meyer, Plattdeutsche Volksmärchen und Schwänke, Nr. 133, Steeneek un Steenbök. [2] Grimm Anmerkung zu KHM, Kinderlegende 3. [3] Grimm a.a.O. zu KHM 60. Sinngemäss findet sich in Südwestdeutschland unter den im Frühling gebackenen Gebildbroten auch eines in Form zweier Eichenblätter. [4] Grimm, a.a.O. Zeugnisse, S. 330.



28. Husum, ohne Jahreszahl.

dürrem Aste, verkümmert, verfinstert und verdorrend" klagt der Ackermann dem Tode gegenüber[1] –, oder aber der wintergrüne Ast. Auf den westerländer Steinen wird er der Frau gegeben; ebenso in den Streitgesprächen, und leicht mag dahinter die Erkenntnis stehen, dass die eigentliche Trägerin des Lebens die Frau ist und dass nur durch ihre Vermittlung die abscheidende Generation in der kommenden Geschlechterfolge weiterlebt. So setzt ja auch das Weihnachtslied die Geburt und das „Entspringen" des Reises (= Reisig, dürres Holz) in Verbindung. – Es gehört in den Kreis dieser Vorstellungen, wenn im Märchen das Mädchen die Erlösung seiner Brüder angreift und sich dabei im Baume verbirgt[2], oder wenn Aschenputtel sich ein Haselreis (also wie-

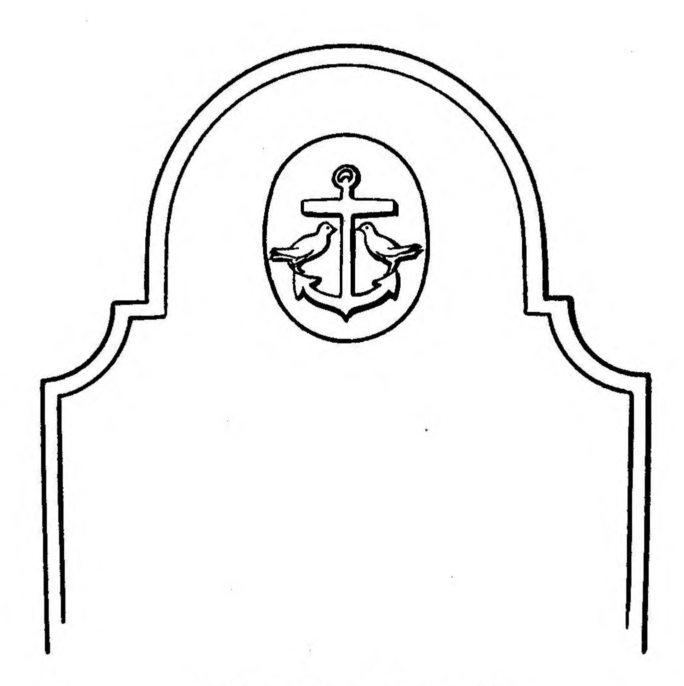
[1] Saaz, Der Ackermann und der Tod, Inselbücherei 198, S. 19. Weit verbreitet ist ein Bilderbogen mit der Darstellung der Lebensalter. Der Vorwurf stammt aus Deutschland und zeigt links das aufsteigende Leben, dazu einen belaubten Baum, rechts den entblätterten Stamm bei dem alternden Menschen. Auffallender Weise übernahm Frankreich wohl das Bild als solches, aber nicht die beiden Bäume, wie ja auch das zweierlei Laub auf französischen Grabsteinen kaum vorkommt. L'imagerie orléanaise, S. 208, Bild 309. [2] Grimm, KHM 9 und 49.

der einen unbelaubten Zweig) erbittet, der nachher auf dem Grabe der Mutter zu einem Bäumchen wird.
In christlich beeinflussten Ausprägungen werden aus dem dürren und dem belaubten Zweige Palm- und Ölblätter (Abb. 57, 76, 110). Dass man sich dabei freilich noch manches Mal unklar der eigentlichen Bedeutung bewusst war, zeigt die Fürstengruft in Schleswig. Dort ist das königliche Wappen umgeben von Lorbeerblättern und Palmen, hinter denen bezeichnender Weise der Tod hockt; aber unter den Frauenköpfen zu beiden Seiten sind links blühende Blumen und rechts reife Ähren dargestellt (Abb. 47), also wiederum Zeichen des steigenden und fallenden Jahres. Bei einem flensburger Stein ist auf der Vorderseite ein Zweig mit dünnen und schmalen Blättern abgebildet, dem auf der Rückseite ein gleicher Zweig mit voll entfaltetem Laub gegenübersteht (Abb. 70, 71). Es ist weiterhin nicht ausgeschlossen, dass die Zusammenstellung von Kreuz und Palme aus dem dürren und dem belaubten Zweige entstanden ist; denn vielfach lässt sich beobachten, dass an Stelle der Palme ein einfaches grünes Blatt steht, und auf einem eckernförder Stein wächst aus einem Berge ein Kreuz, an dessen Fuss eine grüne Ranke aufspriesst, die sich um das Kreuzzeichen schlingt[1]. Im Grunde ist das nichts anderes als der auf neueren Grabmälern häufig dargestellte Eichenstamm, der wieder austreibt.

DER ANKER MIT DEN ZWEI VÖGELN

Eine seltsame Figur zeigt ein Stein von Föhr-Süderende (Abb. 29): einen Anker mit zwei Vögeln darauf. — In der gleichen Ankerform, ebenfalls

[1] Deutlicher werden diese Verbindungen sichtbar in dem Druckerzeichen des Adam Heinrich Holle (1736): das Mittelfeld zeigt den teils belaubten, teils entblätterten Baum, und ist umgeben von Palmblättern und Lorbeerzweigen. Abb. bei Bauer, Das Bürgerwappen, S. 57. — In Westeuropa werden die Vorstellungen des germanischen Kulturkreises vielfach durchdrungen von Symbolen des Mittelmeerraumes. Folgerichtig tritt deshalb in Flandern und Brabant neben das Sommer-Winter-Laub häufig der Mohn, und es ist deutlich zu verfolgen, wie an Stelle des Eichenzweiges allmählich mehr und mehr die stilisierte Mohnpflanze verwendet wird.



29. Süderende auf Föhr, 19. Jahrh.

von zwei Vögeln begleitet, wurde ein Baum in die Zierkante des Spangenhelmes von Stössen gearbeitet [1].
Nun ist es zweifelsfrei erwiesen, „dass die Entstehung des christlichen Ankers mit dem Lebensbaum zusammenhängt" [2]; es darf also unbedenklich für den Anker ein Baum eingesetzt werden. Diese Darstellung erweitert aber den Begriff des Lebensbaumes zu dem vom Weltbaum, zu dem die paarigen Tiere eigentlich gehören, wie denn überhaupt „der Weltenbaum nur als eine von Tieren begleitete Vorstellung anzusehen ist" [3]. — In der Regel gehört zu dem Baum mit den Vögeln die Quelle, — ein Zug, der sich in den mannigfachen Märchen vom Lebensbaum, unter dem eine Quelle entspringt, noch gehalten hat, und der die drei Reiche

[1] Detering, Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit, Abb. 41 a. [2] Lechler, Kreuz, Hakenkreuz und Irminsul, in „Mannus" 1935, S. 345. [3] Dierking, Das Weltbaum- und Weltschiffssymbol usw. in „Die Kunde" 1935, S. 51. — Freilich sind auch hier die Grenzlinien so fliessend, dass es oft nicht möglich sein wird, allein auf Grund der vorhandenen oder fehlenden Tiere eine Trennungslinie zu ziehen.

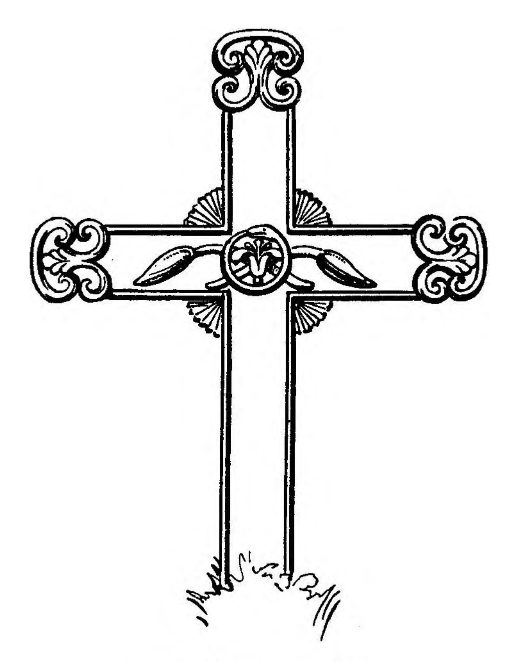
der Erde, der Luft und des Wassers andeutet. Vielfach tritt auf bildlichen Darstellungen für die Quelle ein Gefäss ein, aus dem der Baum entwachsen ist. Auf einem Zeugdruck des 13./14 Jahrhunderts ist an dessen Stelle eine Mondsichel abgebildet. Da der Baum im allgemeinen drei-sprossig oder drei-ästig gezeichnet wird, so ist es leicht möglich, dass der Anker aus solch einem unverständlich gewordenen Baum umgezeichnet wurde, indem aus der Mondsichel die Arme des Ankers, und aus den drei Sprossen des Baumes der Ankerstock und Ankerring gebildet wurden. Indessen ist das nur eine Möglichkeit, die die überraschende Zusammenstellung von Anker und Vogelpaar erklären könnte; zu besagen hat sie für die Ausdeutung des Bildes nichts (vgl. auch „die Irminsul").

DIE IRMINSUL

Abb. 30–35, 86.

Eine weitere Sonderform des Baumes steckt in den Endungen eines husumer Grabkreuzes (Abb. 30). Ein Zeichen, dessen Ähnlichkeit mit der Irminsul unverkennbar ist, greift in die äusseren eingerollten Bögen, die ihrerseits an die alte Form der Odalrune erinnern. Für diese ist einwandfrei der „Nachweis erbracht, dass das Zeichen die ausdrückliche Bedeutung von Leben, Nachkommenschaft hat" [1]. Eine verwandte Darstellung hat sich an einer mit Sinnbildern reich verzierten Tür in Herringhausen erhalten [2]; nur ist dort die Odalrune in der gestreckten Wechselform gegeben, an die nun nicht mehr eine, sondern zwei Anker-Irminsulen anschliessen. — Als sog. Kultbeilchen kann die Irminsulform schon in Gräbern der altgermanischen Zeit nachgewiesen werden [3]; ebenso ist sie auf den Grabzeichnungen von Kivik vorhanden.

[1] Weigel, Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern, S. 33. [2] Langewiesche, Sinnbilder des germanischen Glaubens im Wittekindsland, Abb. 168. — Dort auch eine Anzahl von Grabsteinen; leider geht Langewiesche auf den Inhalt der Darstellungen nicht ein. [3] Schwantes, Arbeitsweise und einige Ergebnisse der vorgeschichtlichen Sinnbildforschung, in „Offa" 1939, S. 1, Abb. 65. — Der Text der Veröffentlichung entspricht leider nicht dem Bildmaterial. Einförmig wird ein Sinnbild nach dem andern als Sonnensymbol gedeutet, ohne den Versuch, eine solche Erklärung zu beweisen. Zur Entschuldigung kann freilich angeführt werden, dass allgemein sehr viel als Sonnenzeichen angesehen wird und jedes Rad nach landläufiger Meinung nur

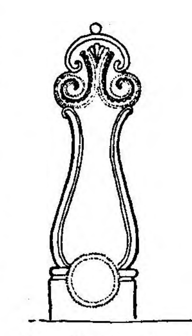


30. Husum, 19. Jahrh.

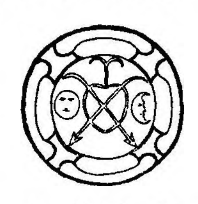
Ein Anhänger des 8. Jahrhunderts ist in die gleiche Form gebracht und überdies auf jedem der gebogenen Arme mit einem Hakenkreuz versiert[1]. Als Grabschmuck und auf Grabbeigaben ist das Irminsulbild seit der Steinzeit nachzuweisen und bis heute noch in manchen Gegenden Hollands üblich (Abb. 33, 34). Es ist bei den engen Beziehungen, die zwischen den Niederlanden und der schleswigschen Westküste bestanden haben, nicht ausgeschlossen, dass eine unmittelbare Verwandtschaft zwischen den nordfriesischen und den holländischen Zeichen besteht. — Dass in die Kreuz-Enden des husumer Mals nicht etwas hineingesehen wird, was nicht vorhanden ist, beweist der Vergleich mit einem Grabmal

ein „Sonnenrad" sein kann. Aber da selbst die doch gewiss sachverständige Edda sowohl Sonne als auch Mond mit der Bezeichnung als Rad belegt, so müsste eine solche Verallgemeinerung doppelt vorsichtig machen. Wer ein Rad als Sonnenzeichen erklärt wissen will, der muss selbstverständlich den Nachweis für seine Behauptung führen; das Gleiche gilt auch für jedes andere Sinnbild und dessen Deutung. Ebenso sollte es Grundsatz sein, Zahlwerte, Zusammenstellungen von einzelnen Zeichen zu Gruppen u.dgl. nicht einfach als Wiederholungen zu deuten, sondern auch dieser Erscheinung nachzugehen. Da der Schwantessche Text dem Allen nicht entspricht, so ist er für die Sinnbildforschung nur mit Vorsicht nutzbar zu machen. [1] Lechler, a.a.O., Abb. 53.

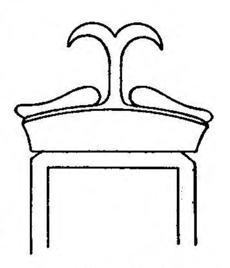
aus Prerow (vgl. Abb. 31). Das rd. 2 m hohe Denkmal zeigt in seinem oberen Viertel als Schmuck dieselbe Form wie das husumer Kreuz; ähnliche Formen haben Grabkreuze in Lauenburg, Ostfriesland usw.
In Crailsheim wird zu Jahresanfang ein Brot in Irminsulform gebacken, das Horaffe heisst. Der Name bedeutet „offenes Horn"[1]. Das Horn findet sich, einzeln und paarig, gleicher Weise zu Jahreswende und Jahresanfang auf den Runenstab-Kalendern; es ist in dieser Stellung verknüpft mit der Freijasmythe, „und aus dieser Verbindung ist die Umdeutung Freijas zur christlichen Maria auf der Mondsichel herzuleiten"[2], wie anderer Seits das Horn eine Wechselform zu den auf Seite 87 erwähnten Vogelgefässen ist. Ebenfalls auf den Mond bezogen und als „Mondschaukel" erklärt sind die Irminsulzeichen im Grabe von Kivik[4], deren Ähnlichkeit mit den Endungen des husumer Grabkreuzes unverkennbar ist. Ebenso stellt ein Grabstein in Nebel auf Amrum sie und den Mond zusammen. Auf einem Stein von 1670 „ist eine Blume abgebildet, auf dem weiten Kelchgrunde derselben ein von zwei Pfeilen durchbohrtes Herz mit Anker und, den schnellen Wechsel alles Irdischen andeutend, links der volle und rechts der Mond im letzten Viertel"[4] (vgl. Abb. 32). Bei näherer Betrachtung zeigt es sich freilich, dass der „Anker" zu Unrecht so benannt ist; er ist eine Irminsul, die aus dem Herzen nach oben wächst. „Man wird nicht fehlgehen, wenn man das Herz als ein Sinnbild der Mutter Erde ansieht"[5] „es hat sich vermutlich aus der Raute entwickelt"[6]. So kann also das von Pfeilen durchkreuzte Herz und die durchkreuzte Raute



31. Prerow, Kreis Stralsund, 1850; nach Schultze.

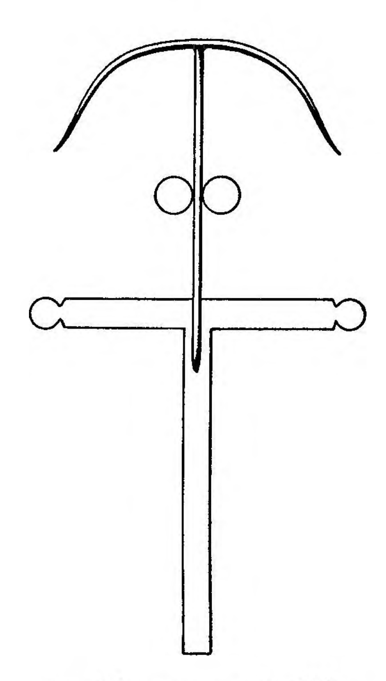


32. Nebel auf Amrum, 1670.



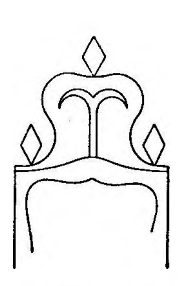
33. Holland, ohne Jahreszahl; nach Herman Wirth.

[1] Seidel, Von Stollen ... und anderen leckeren Gebäcken, in „Velhagen & Klasings Monatsheften" 1934, S. 393. [2] Hamkens, Sinnbilder im schleswiger Dom, Abschnitt „Frigga und Freija". [3] Reuter, Rätsel der Edda II, S. 120. [4] Möller, Der Kirchhof in Nebel auf Amrum, S. 18. [5] Weigel, Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern, S. 46. [6] Weigel/Lehmann, Sinnbilder in Bayern, S. 18.



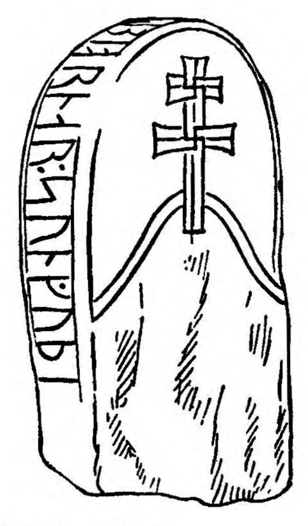
35. Neuvorpommern, 19. Jahrh.; nach Adler.

als ein und dasselbe Zeichen betrachtet werden, das „bereits in der jüngeren Steinzeit vorkommt und dort schon den Sinn, die Bedeutung von ‚Mutter' gehabt haben muss"[1]. Es ist deshalb nur folgerichtig, wenn darüber die Irminsul steht, d.h. der Weltenbaum über der Mutter Erde, und wenn er als Mondschaukel zwischen den Darstellungen der beiden Mondphasen seinen Platz hat.



34. Holland, ohne Jahreszahl; nach Herman Wirth.

[1] Weigel/Lehmann, a.a.O., S. 17.

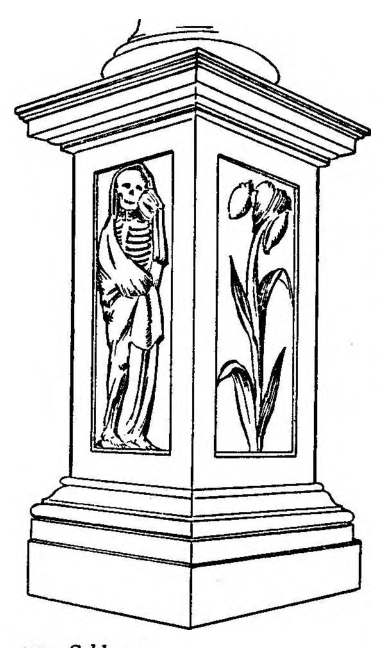
36. Holm in Halland; nach Jacobsen/Moltke.

DIE LILIE

Abb. 30, 36–39, 49, 120.

Eine weitere Wechselgestalt des Lebensbaumes und in der Formgebung dem Irminsulzeichen nahe verwandt ist die Lilie. Am Eingang zur Fürstengruft im schleswiger Dom steht unter einer Säule das Bild des Todes, daneben die Lilie (Abb. 37); auch auf einem Grabkreuz in Nieblum ist sie vertreten (Abb. 38), auf einem holländischen Denkmal wurden ihrer sechs zu einem Rade zusammengefügt (Abb. 39) und in einer märkischen Ballade wächst „eine Lilie aus ihrem Grabe"[1]. Aus der deutschen Sage ist die den Tod anzeigende Lilie im Kloster Corvey bekannt[2],

[1] Märkisches Liederblatt, S. 1. [2] Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 263. – Eine ähnliche Sage bringt Deecke in den „Lübischen Geschichten und Sagen" unter Nr. 103. Danach ist ein Domherr namens Habundus im Domchor begraben. Wenn ein Kapitelherr sterben sollte, so legte er ihm eine Rose in seinen Stuhl. Als aber einer der Betroffenen die Rose in eines Andern Stuhl wirft, wird das nächste Mal das Abscheiden eines Domherrn durch eine Lilienblüte angekündigt. Nachdem auch dieses Mal die Blume weitergegeben wird, verkündet nunmehr ein dreimaliges Klopfen den bevorstehenden Tod eines Kapitelherren.



37. Schleswig,
Fürstengruft im Dom, 1659.

ebenso die Tötung eines Menschen über diese Blume hinweg: „... liess er auf dem Tisch eine Lilie wachsen, der hieb er das Haupt und die Blume oben ab. Alsbald fiel einer von den Gästen hinter sich von der Bank und war ihm der Kopf ab"[1]. Eine ähnliche Geschichte wird auch vom Dr. Faust erzählt[2]. Gleichfalls als todbringend erscheint die Lilie in einem Bötspruch gegen die Rose:

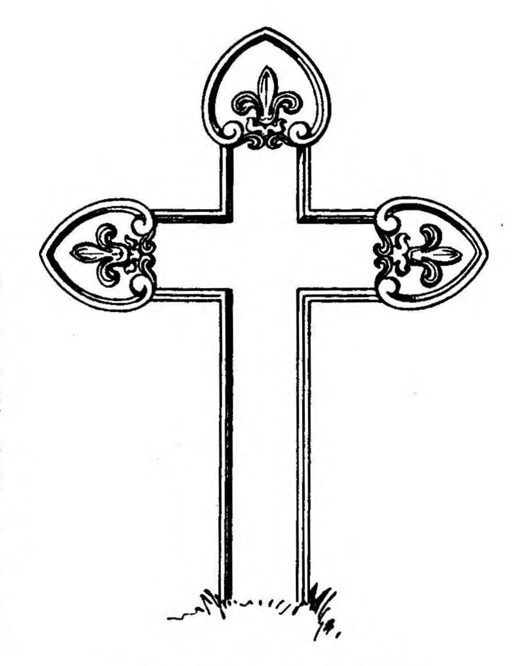
> Die Jungfer und das Liliending,
> die stritten sich beide um den silbernen Ring.
> Die Jungfer gewann
> und die Rose verschwand ...[3]

Als die Jungfer gewinnt und damit die Lilie unterliegt, vergeht also auch die Krankheit. Es verdient im Zusammenhang mit diesem Bötspruch besondere Beachtung, dass auf einem Gebälkträger der Kunigundenkapelle bei Burgerroth eine Frau dargestellt ist, die in den Händen einen Ring und eine Lilie trägt. „Die Umweihung auf die spät, 1200, heilig gewordene Kaiserin Kunigunde, die Gattin Heinrichs des Zweiten, sollte eine dort einheimische vorchristliche Gaugöttin verdrängen"[4].

Der Scheidende steht auf einem Lilienblatt[5] und auch der Schiffmann fährt auf einem Lilienblatt über den Rhein[6], wobei allerdings der Rhein wohl für den Unterweltsfluss steht, der Leben und Tod voneinander scheidet. Im Märchen werfen die ungetreuen Schwestern die neugeborenen Kinder in diesen Fluss und jedes Mal fliegt dann ein Vogel auf und singt

[1] Grimm, a.a.O., Nr. 93. [2] Benz, Die deutschen Volksbücher „Historia von D. Johann Fausten ...", Jena 1924, nach der Ausgabe von 1587, S. 153. [3] Buschan, Das deutsche Volk in Sitte und Brauch, S. 438. [4] Jung, Germanische Götter und Helden ..., S. 481, dort auch Abb. — Auch in den schleswiger Dommalereien kommt die Lilie zusammen mit dem silbernen Ring vor; im Zusammenhang mit der hl. Kunigunde wies ich dabei auch auf die merkwürdigen Kalendertage dieser Heiligen hin: Kunegundis in der vasten — 3.3., und Kunegundis im herbst — 9.9. [5] Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder II, S. 191. [6] Uhland a.a.O., S. 190. — Steht „Rhein" hier etwa für ein früheres „Rain"-Grenze?

Tom Daude bereit
up wietern Bescheid
tom Lilienstruss —
wacker Junge, bist Dus? [1]

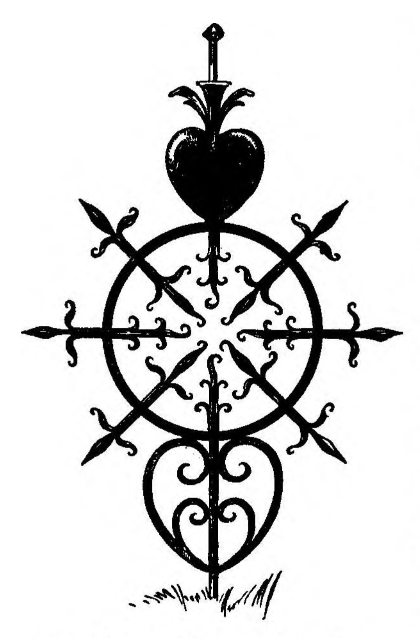


38. Nieblum auf Föhr, 19. Jahrh.

(vgl. den Vogel als Seelentier, Seite 30 und 86). Es gibt ferner ein „Volkslied im Wunderhorn, wo aus dem Grab, darin Vater, Mutter und Kind liegen, drei Lilien aufspriessen"[2], und weithin bekannt ist das andere Lied „drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf mein Grab", wie aus dem Grab der schwarzbraunen Hexe „wuchsen drei Lilien"[3]. Auch schwedische Volkslieder wissen von Lilien zu singen, die aus Gräbern wachsen.

Hier ist jedoch die Lilie nicht mehr Todeszeichen schlechthin, sondern weit mehr die Lebensblume, wie sie im Märchen aufblüht, wenn jemand verwünscht wird[4]. Öfters tritt die Verwünschung auch erst ein oder verschärft sich, wenn die Lilie gebrochen wird, worauf wohl die Redensart zurückgehen mag, dass jemand aussieht „wie eine geknickte Lilie". Es geht aber auch eine Verwünschung zurück, „wenn die Lilien blühen und er davon isst"[5]. Trennen sich im Märchen die Brüder oder Freunde, so stossen sie ein Messer in einen Baum, um am Blankwerden oder Rosten vom Ergehen des anderen zu wissen; es gibt an Stelle dessen aber auch eine Lilie, deren Blühen und Welken über Leben und Sterben berichtet[6]. Als Lebensblume erscheint sie auch in der Sage vom Schäfer, der Witte-

[1] Grimm, KHM 96. — Um die volle Bedeutung des Vogelliedes zu erfassen, muss man sich dessen erinnern, dass es zu den alten Totenbräuchen gehörte, die Leiche auf einem Schiff in den Strom zu setzen und sie flussab treiben zu lassen. [2] Grimm, Anmerkungen zu KHM 96. [3] Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn „Die schwarzbraune Hexe". [4] Grimm, KHM 9. [5] Grimm, Anmerkungen zu KHM 122. [6] Grimm, Anmerkungen zu KHM 85.

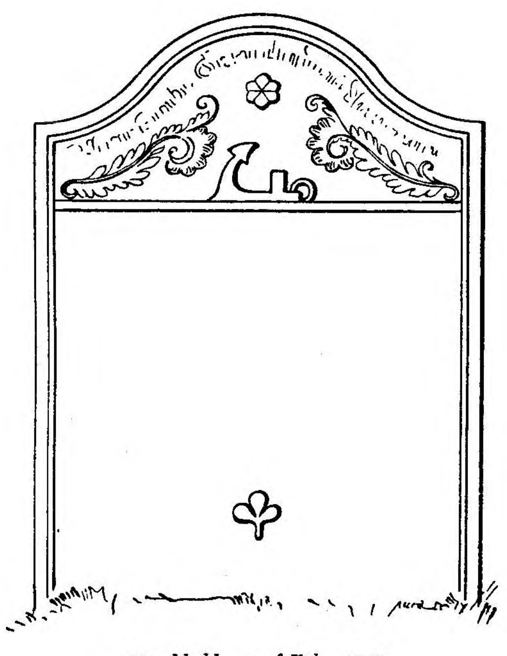


39. Garijp in Westfriesland, 1705; nach Heemskerk.

kind in der Babilonie besucht. Dreimal findet er drei Blüten, „ähnlich wie Lilien", die ihm einen Eingang öffnen, der späterhin verschlossen bleibt, weil er die drei Blumen im Berge vergisst [1]. Damit schliesst sich der Kreis; denn der Berg ist der Totenberg, der Grabhügel, der sich nur den drei Blumen öffnen kann.

„Das Auftreten von gerade drei Lilien am Kreuz... lässt sich möglicherweise noch auf die alte nordische Einteilung des Jahres in drei Zeiträume zurückführen: die Germanen rechneten ja ursprünglich nur mit drei (in ältesten Zeiten mit zwei) Jahreszeiten, mit Frühjahr, Sommer und Spätjahr, mit den Zeiten also des Spriessens, des Gedeihens und Welkens, während sie zwischen Spätjahr und Frühjahr gar keinen eigentlichen Zeit-Raum ... sondern nur einen Wende-Punkt, den Mittwinterpunkt sahen. In ihrer weisen Naturauffassung gab es keinen ‚Tod' schlechthin, kein absolut Ruhendes und Stillstehendes, sondern nur einen Tod als ‚Übergang' und ‚Durchgang'" [2]. Damit erklärt sich auch das doppelte Gesicht aller verwendeten Bilder, die sowohl Lebens- als auch Todeszeichen sein können.

[1] Zaunert, Westfälische Sagen, S. 70. [2] Stief, Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen, S. 186.



40. Nieblum auf Föhr, 1845.

DER DREISPROSS

Abb. 16, 40, 44–46, 48, 61, 95–98, 104.

Ein Stein auf dem nieblumer Friedhof, der für Eltern und Kind gesetzt worden ist, zeigt nicht den üblichen zusammenhängenden Text, sondern scheidet ihn in zwei deutlich getrennte Teile. Die oberen Zeilen gelten den Eltern; die zweite Hälfte des Steines ist der Tochter vorbehalten (Der Stein ist jetzt so tief in die Erde gesunken, dass vom unteren Teile nur mehr die erste Zeile lesbar ist; sie lautet: An der Seite des Denkmals ruhet die vorangegangene ...). Zwischen beiden Texten steht ein dreiblättriger Pflanzenspross (Abb. 40).

Der Dreispross ist nicht immer klar zu scheiden von der Lilie, mit der er auf die Man-Rune zurückgeführt werden muss. „Sie ist die Lebens- und Sommerrune im engeren Sinne schlechthin und bezeichnet ideell den



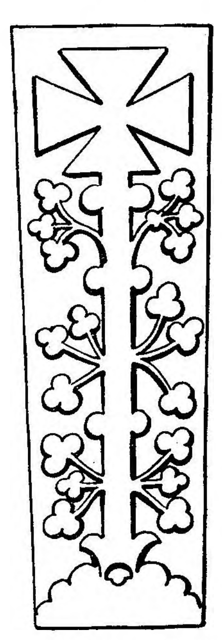


Darstellung der Monatsverrichtungen, karlingisch.
41. Mai 42. Oktober

43. Monatsbild April aus einem Kalender von 1480.

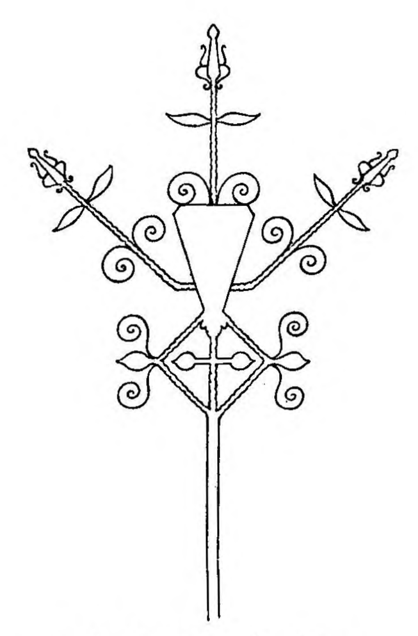
hohen Norden, den Mittsommer, die Stelle des längsten Tageslichts, den stärksten Gegensatz zu ‚Tod und Grab'"[1]. Eine Handschrift des 9. Jahrh. stellt die Monatsverrichtungen dar; sie zeichnet den Mai als Mann mit einem Dreispross in der Hand und gibt dem Oktober den ausgewachsenen und nunmehr vorwelkenden Spross. Le grant Kalendrier et compost des Bergiers aucq leur Astrologie gedruckt in Troyes 1480 nimmt als Monatsbild für den April einen Jüngling, der in der rechten Hand einen grünen Zweig trägt und in der linken einen Blumenstrauss, der kunstvoll in eine drei-geteilte Form gebracht worden ist. Die Runenkalender dagegen merken den Sommerbeginn am 14.4. mit einem belaubten oder aufgerichteten Zweig an, den Anfang der winterlichen Jahreszeit am 14.10. aber mit einem entblätterten oder abwärts gerichteten Zweig.

Ist schon aus diesen kalendarischen Bildern zu folgern, dass der Dreispross das aufstrebende junge Leben bezeichnet, so wird diese Annahme zur Gewissheit erhoben, wenn auf Grabsteinen der Dreispross in Gegensatz zur Sanduhr gestellt wurde[2].



44. Westergötland; nach v. Spiess.

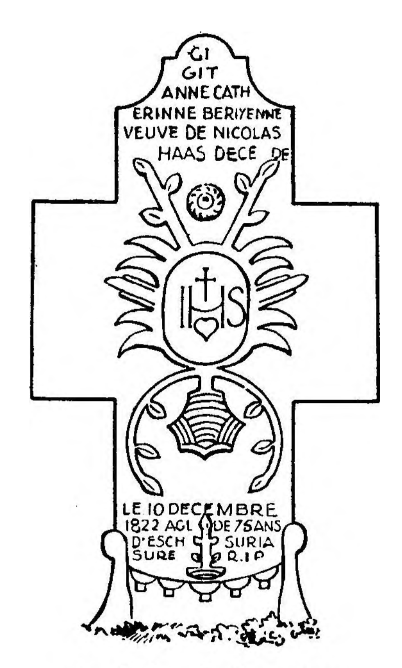
[1] Stief, a.a.O., 135. [2] Metz, Steinmetzkunst im Schwalmtal: „Die rechte Hand des Verstorbenen trägt in mehreren Fällen eine dreiteilige Tulpe, wie sie auch die flankierenden Engelgestalten tragen." ... „Auf einem Grabstein trägt der Engel in der linken Hand die Sanduhr, in der rechten die Tulpen. In dieser Blume ... sah man scheinbar einen Hinweis auf das göttliche Leben, — ein Zeichen der Dreieinigkeit" (?)



45. Breslau, 1865; nach v. Spiess.

So muss im vorliegenden Falle der Dreispross offensichtlich auf die verstorbene Tochter bezogen werden, ähnlich wie bei einem anderen nieblumer Stein das Elternpaar durch entlaubte Bäume dargestellt wurde und die toten Kinder durch blühende Blumen, damit das Verhältnis der Generationen zu einander bezeichnend.
Es wäre weiterhin zu überlegen, wie weit nicht auch im Kreuz ein älterer Dreispross weiterlebt. So trägt die Grabplatte für Sven Sasserson in Breninge auf Fünen am Fuss-Ende den Dreispross und gegenüber an der Kopfseite das Kreuz [1]; ähnlich auch Abb. 36. Ein Grabmal wie Abb. 45 erinnert in der Form nur an den Dreispross, wie ja überhaupt die frühen schmiedeeisernen Grabdenkmäler in der Regel die Kreuzform vermissen lassen [2]. Auch das Kreuz in Abb. 61 betont mit den drei Blüten in der

[1] Jacobsen/Moltke, Danmarks Runeindskrifter, Abb. 432—436. [2] Rumpf, Eine deutsche Bauerkunst, S. 65: Für viele Gaue, besonders Baden, Bayern, Tirol, ist das geschmiedete Kreuz charakteristisch, doch steckt in diesem Kreuz meist der Lebensbaum mit Laub und Blüten, es ist ein getarnter Dreispross.



46. Esch an der Sauer, 1822.

Spitze den Gedanken an den Dreispross. Es erinnert in seiner Formgebung an die Lebensbaumdarstellungen, wie sie z.B. das Reliquiar in der Pfarrkirche von Lucignano aufweist, dessen Spitze den gekreuzigten Christus nicht am Kreuz, sondern an einem deutlich ausgeprägten Dreispross trägt [1]. Es darf nicht übersehen werden, dass schliesslich auch die verschiedenen als Irminsulform benannten Zeichen den Dreispross aufweisen, so der Denkstein von Prerow unter der bekrönenden Kugel, und das husumer und ratzeburger Kreuz als drei Stufen oder Blätter unter der Odalrune. Lilien und Dreisprossen sind schliesslich auch aus Danzig als Grabsinnbild bezeugt [2].

Unverkennbar in seiner Bedeutung ist der Dreispross schliesslich auf einer niedersächsischen Seidenstickerei dargestellt worden, die auf etwa 1360 datiert wird und die Verklärung Johannes des Täufers zum Vorwurf hat. Das untere Feld zeigt die Grablegung; das Bildfeld darüber die Ver-

[1] Braun, Die Reliquiare, Abb. 583. [2] Meyer, Danzig, S. 22.

klärung. Vier Engel tragen das Bahrtuch mit dem Heiligen gen Himmel. Unter ihnen halten zwei andere Engel ein bogenförmiges Band über den Grabhügel, aus dem ein mächtiger Dreispross aufgeschossen ist[1]. Nicht weniger deutlich ist auch ein Grabkreuz aus Esch. Ganz unten zwischen den Lebensdaten der Toten, nur bei genauem Zusehen erkennbar, wächst dort ein junger Trieb empor (Abb. 46).

DER APFEL

In den Bezirk des Lebensbaumes gehört auch der Apfel. Er wurde bei der Bekrönung der schleswiger Fürstengruft verwendet und zwischen Schlange und Sanduhr gestellt (Abb. 47). Es liegt natürlich nahe, an die Paradiesgeschichte zu denken, weil ja durch den von Adam und Eva gegessenen Apfel der Tod in die Welt gekommen sein soll, auf welche Meinung wohl auch der mittelalterliche Glaube zurück geht, dass ein Todkranker, der vor seinem Abscheiden einen Apfel isst, das Abendmahl nicht nehmen könne und deshalb verdammt werde[2]. Aber da bei allen anderen Sinnbildern der Gruft nicht ein Mal ein biblisches Motiv verwendet worden ist, so wäre es doch merkwürdig, wenn es ausgerechnet für den Apfel herangezogen sein sollte. Zudem aber „darf man als Ursprungsland für einzelne mythische Bedeutungen des Apfels die germanischen Länder betrachten"[3].

Als Grabbeigabe ist der Apfel schon dem alten Norden bekannt, und in Schleswig-Holstein geht der Volksglaube, es erleichtere einem sterbenden Kinde den Todeskampf, wenn der Gevatter ihm einen Apfel unters Kopfkissen legt, in den er eine Silbermünze gedrückt hat[4]. In dem Geldstück ist wohl die alte Geleitmünze, das Fährgeld für die Unterwelt zu vermuten. — Entsprechend verfällt Sneewittchen in den Zauberschlaf, als sie von dem vergifteten Apfel gegessen hat[5], und abgeschwächt findet

[1] Schuchhardt, Weibliche Handwerkskunst im deutschen Mittelalter, Tafel 37. [2] Huth, Der Lichterbaum, S. 37. [3] Handwörterbuch des Deutschen Märchens, S. 91, Stichwort „Apfel". [4] Mensing, Schleswig-holsteinisches Wörterbuch, I, 154, Stichwort „Appel". [5] Grimm, KHM 53.

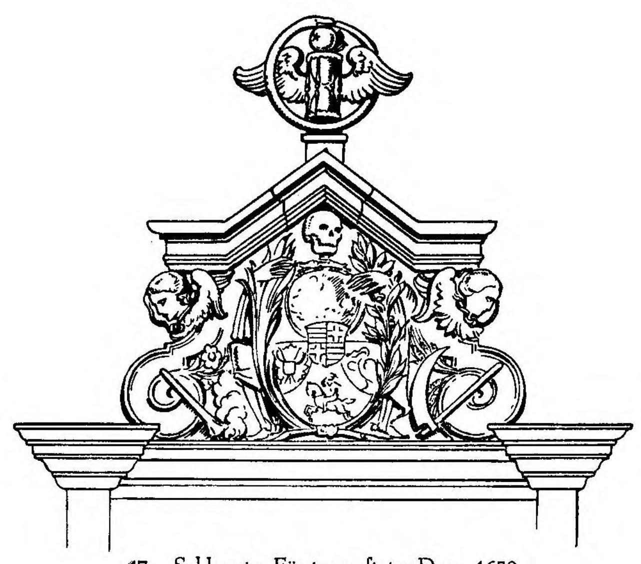
sich der gleiche Zug in dem Märchen vom blauen Band, wo die Äpfel den Königssohn in einen tiefen Schlaf versenken [1].
Dies letzte Märchen leitet über zu einem regelmässigen Bestandteil bestimmter Märchenformen, nämlich zur Fahrt nach dem Lebensbaum und den Äpfeln des Lebens. Ab und an besitzt wohl ein König den Baum, der die goldenen Äpfel trägt; aber sie werden ihm geraubt und nun gilt die Fahrt der Rückgewinnung der Früchte [2]. Gelegentlich erwirbt der Held dabei besondere Kräfte; denn vor dem Apfel hängt ein Ring, der sich fest um den Arm schliesst und seinem Träger übermenschliche Kraft gibt [3]. Mit dem Erwerb des Apfels wird er als der künftige Herrscher gekennzeichnet und die goldene Frucht als das königliche Abzeichen des Reichsapfels, in dem ein Sinnbild von Zeit und Unendlichkeit steckt [4]. Immer aber erringt am Ende solchen Märchens der Held überdies die verwunschene Prinzessin als sein Gemahl. Dass auch sie in Verbindung zu dem Apfel steht, ergibt sich daraus, dass der Märchenheld von ihr einen goldenen Apfel erhalten muss oder ihn aus ihrer Hand holen soll, während sie auf dem Glasberg sitzt, wobei im Glasberg wieder der Totenhügel, der Ort der Entrückung sichtbar wird [5]. Die gleiche Schilderung gibt auch das Skirnismal der Edda, mit dem einzigen Unterschied, dass der Werber seinerseits elf Äpfel überbringt [6]. Entsprechend „erhält noch heute in einzelnen Gegenden Westfalens der Bräutigam von der Braut am Hochzeitstage einen Apfel, der so sorgfältig in zwei Hälften geteilt sein muss, dass man die Schnittflächen nicht erkennen kann" [7]. Darin liegt ein Hinweis auf die Schicksalsgemeinschaft der Hochzeiter im Leben und im Tode; denn wie alle echten Sinnbilder bezeichnet auch der Apfel beides. Das wird im Sneewittchen-Märchen besonders deutlich sichtbar, wo die eine Hälfte des

[1] Müllenhoff, Sagen Märchen und Lieder, S. 416, Nr. XI. [2] Grimm, KHM 121. [3] Grimm, KHM 57. [4] Hamkens, Sinnbilder im schleswiger Dom, Abschnitt „Die Malereien im Querschiff". Es wäre auch heranzuziehen jenes merkwürdige Arm-Reliquiar des Hl. Sigismund aus dem ehemaligen Welfenschatz. Es zeigt einen Lilienapfel, d.h. eine Kugel nach Art des Reichsapfels, jedoch mit einem Dreispross (oder Lilie) an Stelle des sonst üblichen Kreuzes. Die Datierung, 11. Jahrhundert, weist in die Zeit vor der Entstehung des sog. Reichsapfels. [5] Grimm, KHM 136 – Grimm Deutsche Mythologie, S. 490. [6] Thule II, Edda – Götterdichtung, S. 29, Das Skirnirlied, Vers 19. [7] Schulte, Germanische Symbole im österlichen Brauchtum Westfalens in „Aus der Vorzeit in Rheinland, Lippe und Westfalen" 1935/36, S. 155.

Apfels totbringend ist, während die andere ohne Schaden verzehrt werden kann. Auch im Märchen vom Machangelboom beschert der Apfel ein Kind, das hernach getötet wird, als es einen Apfel aus der Truhe nehmen will.

Als Grabbeigabe erklärt ist der Apfel durch die Aussage der jüngeren Edda: ... „Bragis Frau ist Idun. Sie verwahrt in ihrer Truhe die Äpfel, welche die Götter verzehren werden, wenn sie altern, dann werden sie alle wieder jung und bleiben es bis zum Ragnarök[1]. Vielleicht veranlasste diese heidnische Bedeutung den Glauben, dass ein Sterbender mit dem Genuss des Apfels sich selbst verdamme (s. oben), wofür dann später die Paradiesgeschichte als Begründung herangezogen wurde.

[1] Thule XX, Die jüngere Edda, S. 74, Gylfis Betörung, Abschnitt 26.



47. Schleswig, Fürstengruft im Dom, 1659.

SCHLANGE UND SANDUHR

Abb. 47, 53, 54.

DER Apfel über der Fürstengruft in Schleswig steht zwischen einer Sanduhr und einer sich in den Schwanz beissenden Schlange (Abb. 47). Ähnliche Darstellungen, allerdings ohne den Apfel, finden sich über das ganze Land verstreut. Die Sanduhr ist immer mit Flügeln versehen und wird als Bild der „geflügelten Zeit" erklärt[1]. Da die sich in den Schwanz beissende Schlange allgemein als ein Sinnbild der Ewigkeit bekannt ist, so besagt die Gesamtdarstellung also nichts anderes als „Zeit und Ewigkeit", — eine Auffassung, in die sich der Apfel der Fürstengruft gut einfügt; denn als Unsterblichkeitszeichen ist er tatsächlich eine Verbindung zwischen der begrenzten Zeit und ihrem ewigen Ablauf.

[1] Möller, Der Kirchhof in Nebel auf Amrum, S. 22. Immermann schildert in den „Epigonen", 9. Buch, 2. Kapitel, einen Friedhofsbesuch und erzählt, dass „an den noch erhaltenen Kreuzen sowie an einigen Steinen rohe Schlangenzeichen" zu sehen waren. Er äussert dazu die Vermutung, sie rührten von einer Steinmetzenzunft her, die, bewusst oder nicht, jedenfalls doch aber im Hinblick auf gewisse Ueberlieferungen die Zeichen geschaffen haben könnte.

DIE SCHLANGE

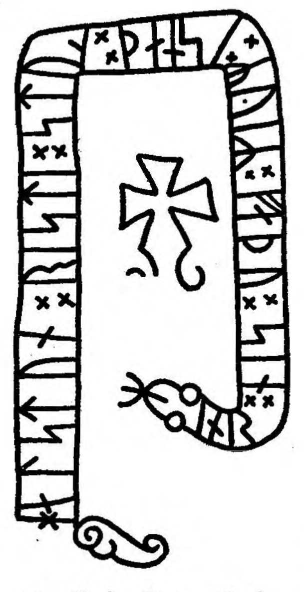
Abb. 22, 23, 30, 47–54, 60, 120.

Dennoch befriedigt eine solche Erklärung nicht völlig, und es ist immerhin merkwürdig, dass ausgerechnet eine Schlange zum Bild der Ewigkeit werden konnte, noch dazu in einer so wunderlichen Darstellung, dass sie sich selbst in den Schwanz beisst, — oder sollte hier ein sich-selbst-verzehren gemeint sein?

Die Edda weiss zu erzählen von der Midgardschlange, die sie Ermengand nennt. Ermengand ist wurzelgleich mit dem Immingott des Hildebrandliedes und den Eormenstreat Englands, wobei ermen (irmin-, eormen-) übersetzt werden muss als gross, allmächtig [1]. Diese Schlange ist ein Kind Lokis und wird von den Asen ins Meer geworfen, „das alle Lande umgibt, und die Schlange wuchs derartig, dass sie mitten im Meere liegt, um alle Lande herum, und sich in den Schwanz beisst" [2]. Dort im Weltmeere verbleibt sie, bis am Ragnarök die ganze Welt vergehen muss. Wahrscheinlich von diesem Mythos her stammt ihr Bild als Zeichen der Ewigkeit. Der ursprüngliche Sinn scheint allerdings nur auf den umschliessenden und deshalb schützenden Kreis abzuzielen [3].

Man leitet die Schlange als Grabzeichen gerne in die griechische Welt zurück, weil sie dort als „Sinnbild der verjüngenden Lebenskraft" erscheint, aus welcher Anschauung her sich auch die Schlange des Äskulapstabes schreibt [4]; aber es ist nicht nötig, so weit zu gehen. — Die mythischen Erzählungen von der Schlange entstammen einem Wintersonnwendmythos [5], und demzufolge bringen z.B. die Runenstäbe für die

[1] Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, S. 313. [2] Thule XX, a.a.O., S. 77. — Die Auffassung von der die Welt umfassenden Schlange lebt auch in der christlichen Symbolik. So zeigt das abschliessende Gitter einer Seitenkapelle in St. Martin in Kortrijk als Bekrönung den Reichsapfel, der von einer Schlange umwunden ist: er gilt im Christentum bekanntlich als die Weltkugel mit dem beherrschenden Erlöserkreuz. Folgerichtig bringt ein Kruzifix an der Aussenseite derselben Kirche den Golgathaberg ebenfalls als (Welt-) Kugel mit der Schlange. Aehnliche Darstellungen sind in der christlichen Symbolik auch sonst zahlreich vorhanden. [3] Preisendanz, Geschichte des Urobos, S. 194. Zwar erörtert Pr. die letzten Zusammenhänge zwischen dem ägyptisch-griechischen Urobos und den entspr. Formen der germanischen Welt nicht, lässt sie vielmehr ausdrücklich offen; aber er weist dabei doch auf die Midgardschlange hin. [4] Forrer, Reallexikon, S. 703, Stichwort „Schlange". Die alljährliche Häutung der Schlange liess sich ja leicht als ein Verjüngen ausdeuten. [5] Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Textband, S. 446 ff Abschnitt „Die wintersonnenwendliche Schlange".



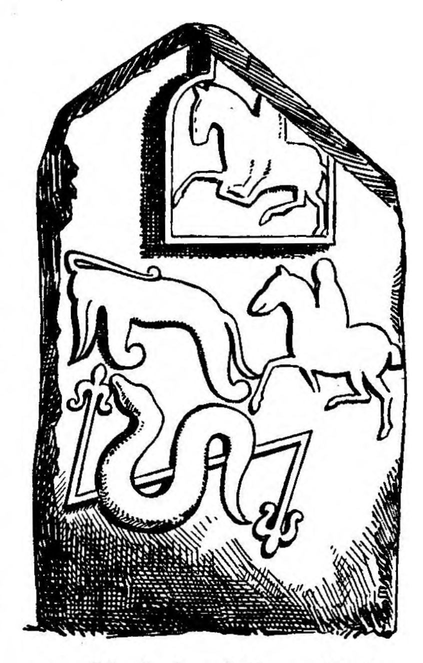
48. Oesby. Oestergötland. Inschrift eines Runensteines; nach Plassmann.

ersten Dezembertage die Schlange, die sich in den Schwanz beisst[1], und nach der christlichen Legende wurden als Tageszeichen für den 27.12., den „kalten Johannestag", Kelch und Schlange in den Kalender gestellt[2]. Ein Winterwende-Zeichen ist im Grunde auch die Schlange an den Wurzeln der Weltesche Yggdrasil, und nichts anderes besagen die schottischen Grabsteine mit Schlangendarstellungen über einer Sol-Rune (Abb. 49), deren Enden mit Lilien besteckt sind; denn die Lilie ist eine Wechselform des Lebensbaumes (vgl. Seite 55). Auch unter den kalendarischen Zeichen des Runenhorns von Gallehus liegt eine zur Wendel aufgerollte Schlange, über deren geöffnetem Rachen die Lilie schwebt[3], auf Abb. 30 windet sich die Schlange um eine Lilienblüte und auf thüringischen Grabkreuzen finden sich nicht nur der belaubte und der dürre Zweig, sondern ebenfalls am Fusse des Kreuzes die Schlange (Abb. 120). Immer aber ist die Schlange in dieser Stellung am Südpunkt, d.h. am Orte des winterlichen Sonnenweges, dem die Baumkrone oder die Lilie als Norden gegenübersteht. Noch jetzt bezeichnet ja auf Landkarten und Windrosen die Lilie die Nordrichtung, und im Sprachgebrauch wird gleichfalls der „hohe" Norden abgesetzt gegen ein „tief" im Süden.

Als Sinnbild der Winterwende ist die Schlange tod- und lebenbringend[4], und auf diese doppelte und gegensätzliche Bedeutung wird ihre Verwendung als Grabschmuck zurückgehen. Das Märchen erzählt von Schlangen, die gemeinsam mit einem Kinde aus einer Schüssel essen, und bei deren Tode auch das Kind stirbt[5]; umgekehrt findet man bei einem kranken Kinde eine sterbende Schlange, und nun wird das Kind wieder

[1] Weigel, Runen und Sinnbilder, Abb. Seite 57, „Dezember". [2] Neuer Bauernkalender. [3] Hamkens, Das nordische Jahr und seine Sinnbilder, S. 54. [4] Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Textband, S. 381. [5] Grimm, KHM 105.

gesund [1]. Entsprechend ging im Oldenburgischen der Glaube, dass Schlangen einem Kranken in Mund und Hals kriechen und wieder herauskommen, worauf die Kranken sofort genesen [2]. — In etlichen Landschaften ist die „Hausotter" ein gern gesehener Gast. Sie darf aber nicht getötet werden, weil sie sonst Unglück und Tod über das Haus bringt; stirbt sie, so muss auch der Hausvater sterben. „In manchen Häusern gibt es ganze Schlangenfamilien, von der jedes Glied ein Glied der menschlichen Familie vertritt, also dass, was der Schlange widerfährt, auch dem Familiengliede geschieht" [3]. Es sei dazu noch der schleswigsche Volksglaube herangezogen, nach dem es einen Toten im Hause gibt, wenn die erste Schlange, die man im Jahre trifft, tot ist [4]. Von der Wechselgestalt der Schlange, dem Drachen, als einem Bilde des Todes spricht auch der Vers



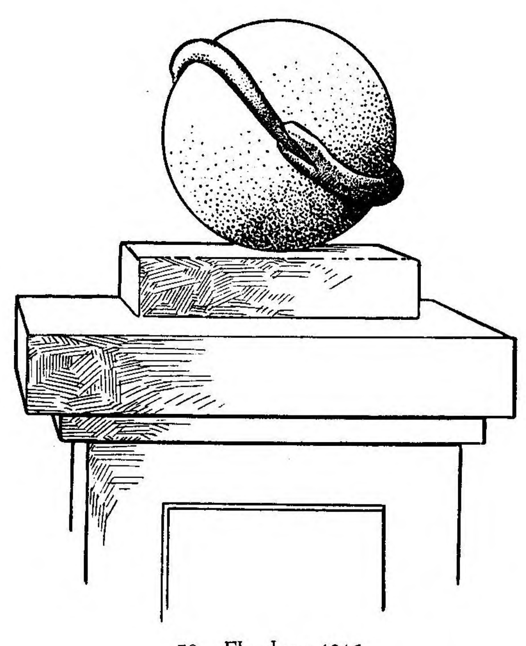
49. Schottland; nach Herman Wirth.

Wahr ists, unser keiner nimmt
Eh sein End, als es bestimmt;
Dennoch soll zum Maul des Drachen
Keiner sich zu nahe machen [5].

Im Märchen schliesslich ist gelegentlich das Leben geradezu an eine Schlange gebunden [6].

„Ein Stuhlsitz sehr hohen Alters ist der sogenannte Schlangenstuhl. Seine Rücklehne ist in Aussägearbeit, vielfach plastisch mit dem Schnitzmesser herausgearbeiteter Schlangenform so geordnet, dass rechts und

[1] Mensing, Schl.-h. Wörterbuch, IV, 525, Stichwort „Slang". [2] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, S. 116, Ziffer 153. [3] Wuttke, a.a.O., S. 51, Ziffer 57. [4] Mensing, a.a.O. I, 750 Stichwort „Dood". [5] Wegener, Alte deutsche Bauernweisheit, S 19. [6] Grimm, Anmerkungen zu den KHM, Zeugnisse, S. 297.

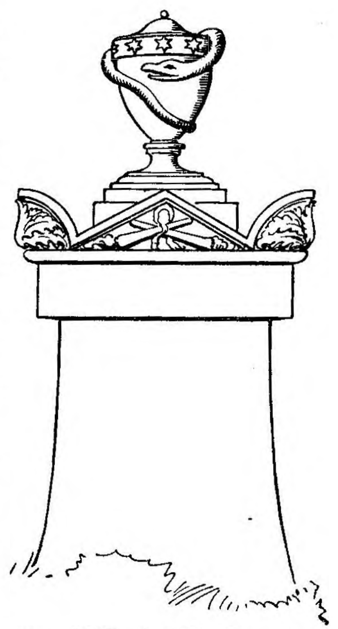


50. Flensburg, 1816.

links je eine Schlange das Gesamtornament bilden"[1]. Er geht vielleicht auf den „Thron für die unsichtbare Gottheit[2] zurück, der seinerseits wohl entstanden ist aus der Grabstele, dem Grabmal, das als Sitz für die Seele gedacht war. Bekannt ist die Sage, wie die Seele während des Schlafes den Körper in Gestalt einer Schlange verlässt. Vgl. hierzu Grönbech, Kultur und Religion der Germanen, S. 212. Auch sonst werden die Göttlichen mit der Schlange zusammengebracht. So zeigt der Reiterstein von Hornhausen einen gefallenen Helden auf Odins Ross, trabend über eine Schlange während „zu Füssen des Reiters in Form eines nordischen Schlangenornamentes" das Zeichen der „Unendlichkeit" erscheint[3]. Auf dem Helm von Wendel „ist ein ähnlicher Reiter, wie in Hornhausen dargestellt, mit Schild und Speer gegen eine

[1] Hahm, Deutsche Bauernmöbel, S. 23, dazu Abb. 6. [2] Jung, Germanische Götter und Helden, S. 75. — Im Thorsberg bei Süderbrarup stand neben dem inneren Steinkranz des Hügels ein aufgerichteter Stein, der über den Grabhügel hinausgeragt hat. Vielleicht gehört auch er zu den Totensitzen. [3] Weigel, Germanisches Glaubensgut, S. 46.

Schlange reitend. Vor und hinter seinem Haupte fliegt je ein Vogel. Es ist wohl das einzige Bild Odins selber..."[1].

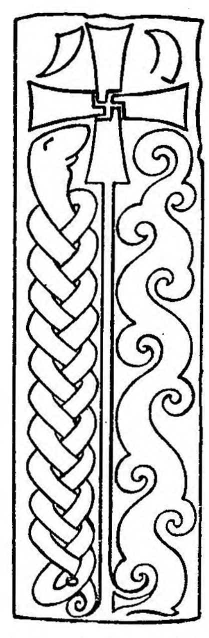


51. Adelby bei Flensburg, 1861.

Wie Odin hier gegen den Wurm anreitet, so bekämpft Thor die Midgardschlange, und so streiten auch später die Helden der Sage und des Märchens gegen Schlangen und Drachen, um eine gefangene Prinzessin zu befreien, — wobei freilich wiederum die Schlange auch eine Verwünschungsgestalt der Jungfrau sein kann.

Der Kampf gegen den Wurm führt in das Gebiet der Trojaburg, die neben anderen Bezeichnungen auch die einer Wurmlage führt, also von der alten Benennung der Schlange ihren Namen erhielt. In neun oder später in zwölf Windungen umschliesst das Tier seine Gefangene, die im allgemeinen als „Sonnenjungfrau" gedeutet wird[2]. Dass aber auch sie nur eine Zeitdarstellung ist, ergibt sich aus der Sage von der Trojaburg in Wisby, wo das Mädchen täglich einen Stein an den andern fügt, bis es befreit wird, an welchem Tage auch gerade die Trojaburg fertig ist. Das erinnert an das Märchen von der verzauberten Kröte, in welchem ein Jahr hindurch jeden Tag ein Zweig von einem Busch abgeschnitten werden soll, von denen im andern Jahr täglich einer zu einem Scheiterhaufen gelegt werden muss, um die Erlösung durchzuführen[3]. — Eine letzte Erinnerung an diese Mythen scheint in dem aussterbenden plattdeutschen Wort „Sünndrang" zu liegen, mit dem die Blindschleiche benannt ist; richtiger hat sich wohl die stellenweise noch vorhandene Form „Sünndraak" = Sonnendrache erhalten[4]. Dass der

[1] Hahne, Totenehre im alten Norden, S. 135. Ebenso äussert sich Montelius: Vi se här Odin med koparna Hugin och Munin — Wir sehen hier Odin mit den Raben Hugin und Munin. [2] Krause, Die Trojaburgen ..., in denen das gesamte Gebiet erschöpfend abgehandelt wird; ein leider viel zu wenig bekanntes Werk. [3] Turley, Schwedische Volksmärchen Nr. 5 angeführt nach Spiess/Mudrak, Deutsche Märchen — Deutsche Welt, S. 235. [4] Mensing, S.-H. Wörterbuch IV, 961, Stichwort „Sünndrang".



52. Aarhus, mittelalterl. Grabstein im Dom; nach Lechler.

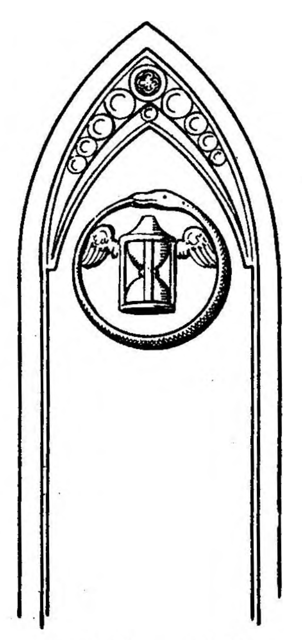
Name nicht immer der Blindschleiche gegolten haben kann, ergibt sich aus einem Verschen, das die Adder (= Kreuzotter) für ungefährlich, die Snaak (= Ringelnatter) und schliesslich die harmlose Blindschleiche als unbedingt Tod bringend erklärt; überdies schildert eine Beschreibung den Sünndraak als „ganz schwarz mit dickem Kopf und einer Krone auf dem Kopf" [1].

Die gekrönte Schlange ist der Schlangenkönig, dessen Krone Reichtum und Gesundheit verleiht, und den, der sie trägt, unsterblich macht [2]. Die Unsterblichkeitssage ist an die Duburg in Flensburg gebunden, an den Ort also, an dem sich dreimal auf verschiedenen Grabsteinen die Schlange findet, die sich um eine Kugel ringelt und in den Schwanz beisst (Abb. 50). Schlange und Kugel weisen mit Wahrscheinlichkeit auf die Midgardschlange. Eine spätere Abwandlung in der Nähe Flensburgs hat an Stelle der Kugel ein zugedecktes Gefäss (Abb. 51). Ob darin nur eine Wechselform zu der flensburger Darstellung liegt, ist ungewiss; es lässt sich dabei an den Kelch des Johannestages denken, über dem die Schlange steht, und aus welchen volksbräuchlich die Minne der Abwesenden und Abgeschiedenen getrunken wurde; es könnte auch eine Meinung dahinter stecken wie in dem Märchen von der weissen Schlange, die täglich in einem verdeckten Gefässe auf des Königs Tisch kommt und deren Genuss ein Wissen gibt, dem „nichts unbekannt" bleibt [3]. Dieser Vorstellung von der glückbringenden Schlange ist es wohl auch zu danken, wenn eine Schenkschiwe aus Pellworm in ihrem Schnitzwerk eine Schlange aufweisen kann [4].

Ebenfalls auf ein Märchen weisen die Schlangen auf den westerländer

[1] Mensing, a.a.O. Spalte 962. [2] Müllenhoff, Sagen Märchen und Lieder ... S. 355, Nr. CDLXXV. [3] Grimm, KHM 17. [4] Scheffler, Die Möbel der Gotik und Renaissance, in „Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch" 1928/29, S. 22 ff; dazu die Abb. 23. Es stimmen jedoch die Angaben von Text und Bildunterschrift nicht überein; nach dem Text ist der Schrank aus Warmhörn im Kreise Eiderstedt gekommen, nach der Bildunterschrift aus Pellworm. Er wird auf 1560 datiert.

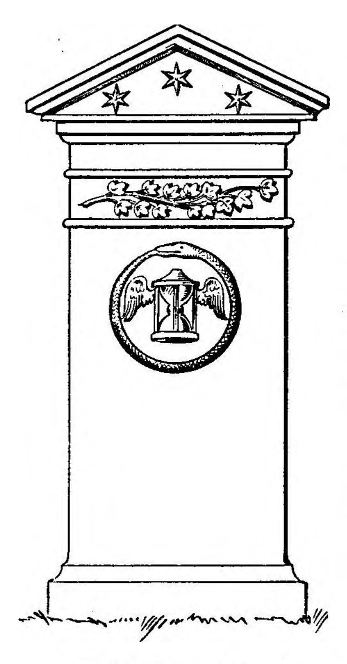
Grabsteinen hin (Abb. 22, 23). Um das Eichenlaub des Mannes und den immergrünen Zweig der Frau legen sich die Schlangen, beim Manne eingerollt zu einer doppelten Windnung. Beide Sinnbilder sind verwandt der Schilderung des Weltenbaumes, an dessen Wurzel Schlangen und Drachen liegen; doch scheint die besondere Ausprägung des Baumes als der zwei Zweige, des grünen und des winterlichen, zu überwiegen. Deshalb müsste wohl das Märchen von den drei Schlangenblättern zur Deutung herangezogen werden. Da muss der Königssohn seiner toten Frau in die Gruft folgen und gewinnt dort durch einen Zufall von einem Schlangenpärchen drei grüne Blätter, mit deren Hilfe er die Tote wieder ins Leben zurückkruft[1]. In einem anderen Märchen wird die Schlange von der Tötung eines Menschen abgehalten durch grüne Zweige, die um ihn herum gelegt werden[2]. In gegenteiliger Bedeutung stehen Wurm und Blatt in der Sigfridsage, wo sich der Drachentöter durch das Bad im Blute des Lintwurmes Unverletzlichkeit sichert, aber durch eine heruntergefallenes Blatt eine verwundbare Stelle behält, die ihm später den Tod bringt.



53. Boldixum auf Föhr. um 1900.

Auf einem husumer Grabkreuz umschliesst der Schlangenring eine Lilie (Abb. 30). „Die Gegenüberstellung von ‚südlicher Schlange' und ‚nördlicher Lilie' stellt eine sehr alte Symbolverbindung dar"[3], wie sie schon auf Seite 68 erörtert wurde. Dem sommerlichen Lebensbaum der Lilie sind die gekreuzten Ähren beigefügt als Zeichen des fallenden Jahres, das der winterlichen Schlangenzeit entgegen geht. Vielleicht ist

[1] Grimm, KHM 16. Das Schriftband des Runensteines von Oesby in Ostergötland ist, wie es oft geschah, als Schlange gezeichnet worden, aus deren Rachen eine dreispitzige Zunge wächst. Plassmann, Das Sinnbild im Märchen, zieht zur Deutung das Märchen von den drei Schlangenblättern heran. Allerdings könnten die drei Schlangenblätter auch als Dreispross angesehen werden.
[2] Grimm, Anmerkungen zu KHM, Zeugnisse, S. 327. [3] Stief, Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen, S. 95.



54. Flensburg, 1844; vgl. 73.

aus solchen Ähren das christliche Sinnbild der gekreuzten Palmenblätter entstanden.

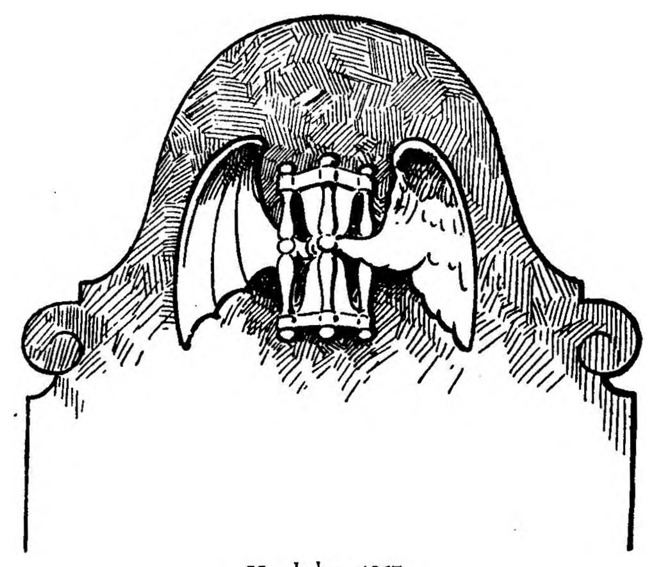
Mittelbar in Verbindung mit Grab und Totenbrauch steht ein anderes Schlangenbild. Der Verkehr mit dem Bauernhaus geht im allgemeinen durch die kleine Tür, während die Grootdör ausser für den Wagenverkehr nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt wird, also etwa bei Hochzeiten und Begräbnissen. Da gewinnt es denn eine besondere Bedeutung, wenn auch über dieser Türe, durch die jeder Bauer einmal seinen letzten Weg beginnt, recht oft die Schlange hängt, — manchmal zieht sie sich über den ganzen Torbogen hinweg und rollt sich auf beiden Seiten zur Wendel, zur Wurmlage[1], oder sie ist in Form des Odalrune verknotet[2] und gelegentlich trägt sie auch noch das Krönchen des Schlangenkönigs[3].

DIE SANDUHR

Abb. 47, 53—59, 114.

Auf den Mittelpfosten der Grootdör ist durch ganz Niederdeutschland eine sanduhr-ähnliche Figur gezeichnet. Mit der Axt sind über Kreuz zwei Schläge in das Holz gesetzt, zu denen in der Regel oben und unten noch ein abschliessender Strich kommen; oft steht eine weitere Schlagkerbe über dem Kreuzungspunkt der ersten zwei Striche. Gelegentlich ist

[1] Langewiesche, Sinnbilder Germanischen Glaubens im Wittekindsland, Abb. 129, 131, 165.
[2] Langewiesche, a.a.O. Abb. 50. [3] Langewiesche, a.a.O. Abb. 166. — Dort auch in Abb. 164 eine weitere Form: die Schlange, die sich an beiden Seiten zur Doppelspirale auflöst In diesen Zusammenhang gehört noch eine andere Betrachtung. Der jetzt übliche Holzsarg hat eine nicht zu übersehende Aehnlichkeit mit einem Hause, wobei der Kasten die Hauswände darstellt und der Deckel dem Dach entspricht. Es ist deshalb beachtenswert, dass bei dem Grabfund von Oberflacht in Württemberg der „First (des Sargdeckels) als Schlange gebildet ist mit Angabe der Rückenwirbel und einem Kopfe an jedem Ende". Behn, Hausurnen, S. 115.



55. Laken, 1867.

die gesamte Zeichnung durch farbige Bemalung der Zwischenräume herausgehoben.

Der Pfosten ist Nachfolger des Giebelpfostens, der ursprünglich den Dachfirst trug und deshalb in der späteren Entwicklung zum Hochsitzpfeiler wurde. Es spricht für seine Bedeutung, dass er „oft gekehlt und mit Schnitzwerk verziert wurde"[1]. Beim Bau des Hauses wurden an der Stelle, auf die er später zu stehen kam, öfters Steinbeile vergraben[2]. – Das Alles zeugt von einer so grossen Bedeutung des Mittelpfostens, dass jene sanduhr-artige Verzierung sicher nicht zufällig sein kann. Dass sie mit wenigen Axthieben ins Holz geschlagen wird, lässt

[1] Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogthum Schleswig, S. 14. [2] Vgl. hierzu auch Matthes, Die Bildsteine in den Grosssteingräbern der Bretagne, S. 163: „. . . . an dem Langstein des Hügels von Manio bei Carnac. Hier waren am Fuss des Steines an einer nach der endgiltigen Aufstellung des Menhirs nicht mehr sichtbaren Stelle 5 senkrecht verlaufende, schlangenförmige Linien eingeritzt, deren Deutung als Schlangen offensichtlich zu Recht besteht. Bei der Ausgrabung wurden dort, wo die 5 Schlangenlinien in die Erde münden, je ein kleines, mit der Schneide nach oben gekehrtes Steinbeil gefunden. Zweifellos besteht hier zwischen der kultischen Handlung, der Niederlegung der Steinbeile und den fünf auf dem Menhir eingeritzten Schlangen ein Zusammenhang. Diese Annahme wird durch eine Darstellung im Grab von Gavr'Jnis noch erhärtet. Hier sind – wiederum am Fusse des Steines – drei senkrecht stehende Schlangen zu sehen und daneben drei eingeritzte Beilklingen."



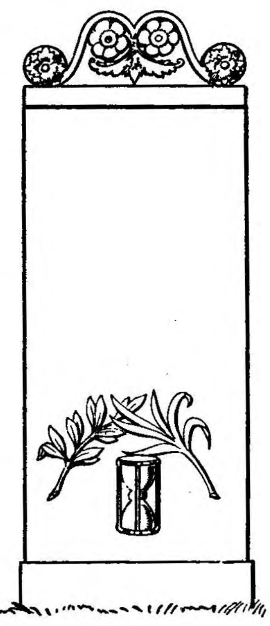
56. Gondorf an der Mosel, 8. Jahrh.; nach Stampfuss.

auf ein sehr hohes Alter des Zeichens und der Anbringung an diesem Orte schliessen.

Als Rune steht es am Ende der längeren Runenreihe und trägt den Namen „Dag". Es wird auch als Doppelaxt bezeichnet; aber es ist „als kalendarisches Symbol älter als die jungstein- und bronzezeitliche Doppelaxt, die Waffe welche durch ihre Gestalt, als Verkörperung des Symbols, erst kultsymbolische Bedeutung und Benennung erhielt"[1]. Damit erklärt sich auch, dass es mit der Axt in den Pfosten geschlagen wird, und dass steinerne Äxte an der Stelle des Türpfosten vergraben werden. In steinzeitlichen Gräben finden sich Bernsteinperlen, die die Gestalt der Doppelaxt haben, und die also dem Dagzeichen entsprechen. Aber es ist auch die Verbindung von Axt und Schlange nachzuweisen; denn in der Bronzezeit werden Äxte mit Schlangen verziert[2]; im Laufe der fol-

[1] Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Textband, S. 563. [2] Wirth, a.a.O. Bilderband, Tafeln 254, 1 und 255, 4.

genden Zeit steht die Dagrune vor allem auf den Grabgefässen, — allein oder mit der Schlange —, und selbst im Mittelalter wird sie noch auf Grabsteine gesetzt [1]. Der Bildschmuck des fränkischen Grabsteins von Gondorf an der Mosel zeigt „neben der Darstellung eines Priesters zwei Vögel". Darin „hat man die germanische Darstellung von Wodan mit seinen beiden Raben sehen wollen" [2]. Über dem Kopfe des so umstrittenen Mannes aber steht deutlich erkennbar das Dag-Zeichen (Abb. 56). Des weiteren setzen die bis in die Neuzeit reichenden Bilderbogen von den Lebensaltern auf die Seite des greisen Menschen stets die Sanduhr, d.h. wiederum das Dag-Zeichen. „Die letzte oder wintersonnwendliche Rune der langen Runenreihe, die ‚Tag'-Rune... steht... auf unseren germanischen vorchristlichen und christlichen Grabstelen und Grabsteinen..." [3]. Ob freilich der Name „Dag" mit „Tag" übersetzt werden kann, ist fraglich; es erscheint nicht ausgeschlossen, dass das heute noch im Norden gebräuchliche Dögn richtiger ist; denn es umfasst Tag und Nacht (also helle und dunkte Zeit) als Einheit, wie es einem wintersonnwendlichen Zeichen entsprechen würde. In unverkennbarer Form prägte sich diese Bedeutung der Sanduhr namentlich in Flandern und Brabant aus, wo die geflügelte Sanduhr auf der einen Seite einen Vogelflügel zeigt und auf der anderen die Schwinge einer Fledermaus. Im Osten geht diese Darstellung bis an die Grenzen des germanischen Gebietes; denn auch am Friedhofs-Eingang vor der Stadtkirche in Narwa steht die Sanduhr mit dem Vogel- und mit dem Fledermausflügel. Klarer kann der Gedanke von hell und dunkel, von Tag und Nacht kaum ausgedrückt werden. Es weist in diese Richtung, wenn in den Bauernkalendern als Zeichen der Tageslänge eine Sanduhr steht,



57. Kiel, 1827.

[1] Wirth, a.a.O. Textband, S. 568, und Bilderband, Tafel 263, 1—3. [2] Stampfuss, Die Franken, Band I, S. 208. [3] Wirth, a.a.O. Textband, S. 62

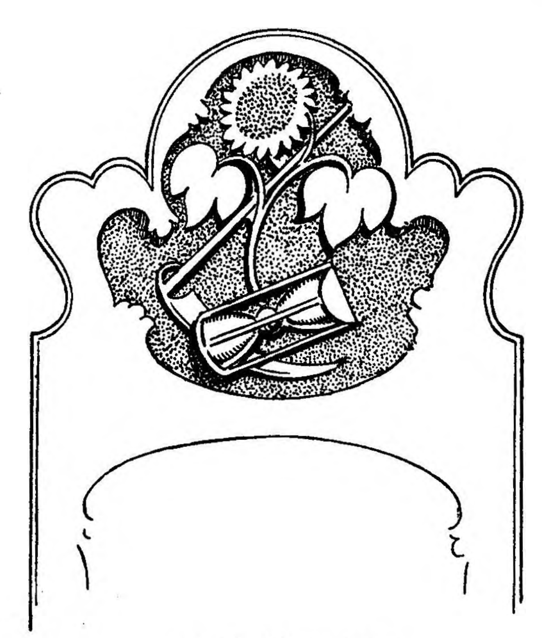
die links hell, rechts dunkel ist; eine Darstellung also, die in der Wirklichkeit niemals statt hat. Solchen Auffassungen entspricht es, wenn in einem Falle (Abb. 55) der Vogelflügel vor, der andere hinter der Sanduhr ansetzt.

Ein Grabstein von der Niederweser zeigt dagegen auf einer Seite die Sonne, auf der anderen den Mond und stellt zu diesem die Sanduhr, die folgerichtig nur mit Fledermausflügeln ausgestattet wurde (Abb. 114). Die Dagrune ist das „Symbol der Mutter Erde", und es steht „für die Nacht, in der die Grabhügel sich öffnen, die Toten auferstehen"[1] sie ist die „Wiedergeburtsformel des Julmonats"[2] und als solche ein „Symbol der ewigen Wiederkehr"[3]. Diese Deutung wird bestätigt von einem Brauch, der sich an die oben erwähnten bretonischen Menhire knüpft. „Es war bei der Bevölkerung allgemein bekannt, dass eine Frau, bei der der erwartete Kindersegen ausblieb, zu diesem Stein gehen und ihren Leib an der Stelle, wo die Zeichnung angebracht war, anlegen musste, um fruchtbar zu werden. Das man Leben und Fruchtbarkeit bewirkende Zeichen gerade am Grabe anbrachte, hat seinen tiefen Sinn"[4].

Zieht man in Betracht, dass die Verbindung von Schlange und Dagzeichen bereits bronzezeitlich belegt ist, dass sie bei den westfälischen Bauernhäusern insoferne wiederkehrt, als eine Schlange über der Tür liegt, deren Pfosten das Dagzeichen trägt, dass sie selbst als Giebelfigur noch in Ostpreussen lebendig ist[5], so erscheint das Bild der Schlange mit der Sanduhr als letztes Glied einer langen Entwicklung, und an der Tatsache, dass die angebliche Sanduhr „sichtlich die Dag-Rune darstellt"[6], besteht kein Zweifel mehr.

Nun kann man freilich die Schlange aus der Paradiesgeschichte herleiten, so wie man ja auch den Apfel auf jene biblische Erzählung zurückzuführen versucht hat. Aber eine solche Deutung aus dem Christentum

[1] Wirth, a.a.O. S. 57. [2] Wirth, a.a.O. S. 777. [3] Propping, Das „Dag"-Zeichen am niedersächsischen Bauernhaus, in „Germanien" 1935, S. 143. [4] Matthes, Die Bildsteine in den Grossteingräbern der Bretagne, S. 164. [5] Hamkens, Das nordische Jahr und seine Sinnbilder, Abb. 33, 11. [6] Weigel, Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern, S. 65. Das Stadtwappen von Triptis führt einen Eichbaum, unter dem zwei Gestalten stehen, zu ihren Seiten eine Rose und das Dag-Zeichen; es entstand um 1360.



58. Ganderkesee, 1782.

stösst auf Schwierigkeiten; denn es ist nirgendwo gesagt, dass die biblische Schlange sich selbst in den Schwanz gebissen hätte und solcher Art einen Kreis oder Ring bildete, wie die eddische Midgardschlange es tut; vor allem aber wäre damit auch die Zusammenstellung von Schlange und Sanduhr noch nicht erklärt.

So bleibt auch hier nur der Schluss, dass es sich um ein altes Zeichen der nordischen Welt handelt, das in die Zeit der Winterwende gesetzt werden muss. Als solches wurde es auf die Grabsinnbilder übertragen gemäss der Gleichsetzung von Lebenslauf und Jahreskreis. Hier wie dort ist es Ausdruck eines immerwährenden „stirb und werde", das dann freilich langsam aus dem Bewusstsein schwand und zum blassen „Zeit und Ewigkeit" in Gestalt von Schlange und Sanduhr wurde.

DIE BRILLE

Abb. 10, 11, 30, 31, 38, 39, 48, 59, 60.

IN der Volkskunst kehrt verhältnismässig häufig ein Bild wieder, das nach seinem Aussehen als Brille benannt worden ist. Es handelt sich dabei um einen Halbkreis oder Spitzbogen, dessen Enden zu kleinen Kreisen eingerollt sind, wodurch das brillen-ähnliche Aussehen entsteht. Diese Figur ist auch auf Grabmälern verschiedentlich angewandt worden (Abb. 30, 31).

Das Zeichen wird in der Regel als eine Wechselforme der Odil-Rune betrachtet und bedeutet „so viel wie Leben, Nachkommenschaft. Es stellt zwei Kreise dar, die beiden Sonnen des Jahres gewissermassen, die aufsteigende und die absteigende"[1]. In ähnlichem Sinne verwendet es die Astronomie zur Bezeichnung der beiden Mondknoten, das sind die Schnittpunkte seiner Bahn mit der Ekliptik, wobei der aufsteigende und der absteigende Knoten durch entsprechende Stellungen des Sinnbildes unterschieden werden. Die Mondknoten heissen astrologisch der Drachenkopf und der Drachenschwanz; folgerichtig werden sie in der mittelalterlichen Kalendern als Kopf und Schwanz zweier gegen einander gerichteter, um den Tierkreis liegender Schlangen wiedergegeben.

Man ist versucht, die Brille auch in den merkwürdigen Masken zu erblicken, welche auf heidnischen Runensteinen des öfteren vorkommen. Die „stereotype Ausführung mit grossen leeren Augenhöhlen, angedeuteter Nase und Mund, mit Bart und Haaren wie schlangenartige Bänder"[2]

[1] Weigel, Sinnbilder in Niedersachsen, S. 15. [2] Jacobsen/Moltke, Danmarks Runeindskrifter, Sp. 850, Stichwort „Maske": Masken er et menneskelignende ansigt i stereotyp udförelse med store, tomme öjenhuler, skitseret naese og mund, skaeg og haar som slangeagtige band.

erinnert sehr an ein solches von Flechtwerk umrahmtes Zeichen (Abb. 11).



59. Wilde-Manns-Taler aus Braunschweig-Lüneburg; 1583; nach Weigel.

In dieser Ansicht wird man bestärkt bei Betrachtung eines der sog. Wilde-Manns-Taler, wie sie im 16. Jahrhundert für das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg geprägt wurden. Das Münzbild zeigt das Wappentier des Landes, ein springendes Ross, und neben ihm einen wilden Mann. Mit der Rechten stützt er sich auf einen ausgerissenen Baumstamm; in der Linken trägt er ein brennendes Licht, darunter einen Totenkopf, an dem eine Sanduhr hängt, unter welcher schliesslich das Brillenzeichen sichtbar wird. Im Hinblick auf diese Darstellung meint der Volksmund „Was nutzt dem Alten Licht und Brill', wenn er nicht raten und helfen will"[1]. Der wilde Mann ist danach also einer der Helfer des Volksglaubens, und schlichtweg „der Alte" geheissen. Dieser nun ist weithin bekannt und wird vielfach näher bezeichnet als der alte Handwerksbursche oder der alte Wandersmann, der zu gewissen Zeiten unerkannt das Land durchstreift, um zuzusehen, ob noch Alles beim Rechten ist; — eine Aufgabe also, die mit dem erwähnten Vers in jeder Beziehung übereinstimmt. Wie lebendig diese Meinung bis in die Gegenwart geblieben ist, verrät sich bei bestimmten Festbräuchen mancher Orte, wo jeder Fremde zur Teilnahme am Umtrunk aufgefordert wird, weil man nicht wissen kann, ob er nicht eigentlich der Alte ist.

Für den alten Wandersmann bleiben die letzten Früchte in der Spitze des Baumes hängen. Eine solche Meinung leitet hinüber zu den Erntebräuchen, die den Alten in der letzten Garbe versinnbildlichen, welche

[1] Weigel, a.a.O., S. 15, erklärt dazu, dass die Verse „in einer durch abgekürzte Worte dargestellten Inschrift" enthalten sei. Das ist ein Irrtum. Die äussere Umschrift der Münze enthält den Satz „SI·DEUS·PRO NOBIS·QUIS·CONTRA NOS·; die innere Schrift besteht aus 19 einzelnen Buchstaben, von denen die letzten vier deutlich abgesetzt sind; sie lauten: W·H·D·A·L· U·B·D·S·S·N·H·V·K·W· I·M·C·N· Selbst wenn man also in der ersten Zeile statt „nutzt" lesen würde „hilft", so wäre doch die zweite Zeile niemals mit den Buchstaben der Umschrift überein zu bringen. Allem Anschein nach bezieht sie sich auf den Münzherrn und ist erst später scherzhaft auf den wilden Mann angewandt worden, was durch die volkstümliche Ueberlieferung nahe lag. Der Wert solcher Volksmeinung wird dadurch nicht vermindert; wohl aber ist eine strenge Prüfung in jedem Falle unumgänglich nötig.



60. Ramsundsberg. Runenstein mit Odilrune in dem Halbkreis zwischen den Schlangenköpfen oben in der Mitte. Die Bilder sind nach der Sigurd-Sage gezeichnet: unten Sigurd, der den Fafnirdrachen tötet; in der Mitte das Ross Grani mit dem Schatz auf dem Rücken; es ist an den Baum gebunden, in dem die wahrsagenden Vögel sitzen. Links davon brät Sigurd das Drachenherz; den vom herabträufelnden Fett verbrannten Finger hat er in den Mund gesteckt und versteht nun den Gesang der Vögel. Ganz links liegt der von ihm erschlagene Schmied, der Kopf vom Rumpf getrennt. Dazwischen sind Schmiede-Geräte sichtbar: Hammer, Blasebalg, Amboss und Zange.

im Niederdeutschen und im Westfälischen de Waul genannt wird. Nach einer Überlieferung aus dem 17. Jahrhundert wurde sie dem Wode zugeeignet, indem die Schnitter sich im Kreise um sie aufstellten, die Sensen strichen und mit einem einfachen Vers Wode aufforderten, seinem Rosse das Futter zu holen. — Es darf danach wohl die Gleichung aufgestellt werden: Wilder Mann = der Alte = de Waul = Wode. Wode aber ist der Totenführer und vielleicht erklärte sich damit das Nebeneinander von Mann und Pferd auf dem Wilde-Manns-Taler; denn der dem wilden Mann beigegebene Schimmel steht Wode zu.

Möglicherweise wäre damit auch die sonderbare Zusammenstellung zu deuten, die der wilde Mann in der linken Hand trägt. Das Licht als Lebenszeichen ist allgemein bekannt; in der Hand des Totenführers muss es den Tod anzeigen. In gleicher Weise könnte die Sanduhr zu verstehen sein, und da die darunter befindliche Brille in der Astrologie zu den Drachen- und Schlangenbildern gehört, so wäre Beides zusammen viel-

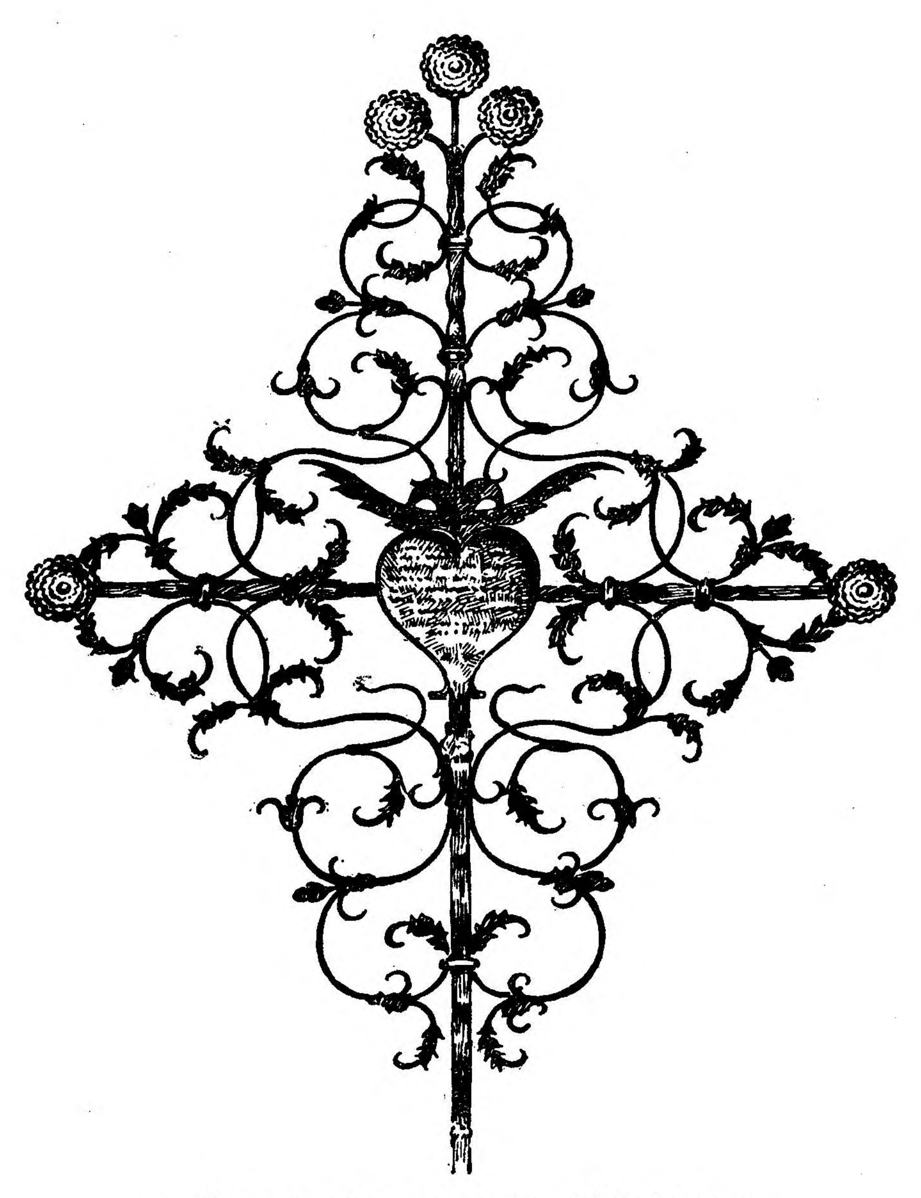
leicht wesensgleich der Sanduhr mit der Schlange, d.h. den Sinnbildern von Zeit und Ewigkeit.

Betrachtet man das Brillenzeichen jedoch als Wechselform der Odil-Rune, und zieht man in Erwägung, dass auch Sanduhr und Dag-Rune ein und dasselbe sind, dann muss allerdings auffallen, dass damit die beiden letzten Zeichen der älteren Runenreihe beieinander stehen. Ob es sich um mehr als einen Zufall handelt, kann an Hand dieses einen Beispiels nicht entschieden werden.

Der Brille eng verwandt sind anscheinend auch die Herzen. Schon das gedoppelte Herz am Fusse der Abb. 39 erinnert in seinen Formen an das Brillenzeichen. Aber es kommen auch sonst in der Volkskunst immer wieder herzförmige Figuren vor, bei denen man im Zweifel sein kann, ob das Herz oder die Brille gemeint ist.

Wohl aber gehört in den Kreis dieser Betrachtung der Knoten. Aus dem 14. Jahrhundert sind uns Bildteppiche überkommen, die den wilden Mann auf einem Hintergrund von sog. Liebesknoten zeigen. Diese sind gebildet aus zwei in einander geschlungenen Odilrunen, von denen die eine hell, die andere dunkel gefärbt ist. Die begleitenden Spruchbänder verkünden ohne Ausnahme, dass der wilde Mann der Welt überdrüssig sei und sich aus ihr zurückziehen und in den Wald begeben wolle. Ohne den Einzelheiten weiter nachzugehen, sei festgehalten, dass hier ebenfalls sowohl der wilde Mann als auch die Brille im Zusammenhang mit einer Abkehr von der Welt und ihrem Treiben stehen.

Wie nahezu alle echten Sinnbilder, ist also das Brillenzeichen zweigesichtig: es steckt darin sowohl ein Hinneigen zur Welt, wie der Begriff der Nachkommenschaft und des Lebens schlechthin es notwendig macht, indessen andererseits eine enge Verwandtschaft zu Tod und Vergehen nicht zu bestreiten ist. Ausserdem scheint ihm die Bedeutung des Bindens in der Sonderform der Knoten inne zu wohnen; es begegnet sich darin mit dem Pentagramm und ähnlichen Figuren.



61. Oberinntal, 19. Jahrh., nach „Deutsche Volkskunde" 1939, 1.

DER VOGEL

Abb. 17, 29, 56, 61, 62, 105.

SO weit der noch vorhandene Bestand an Grabdenkmälern es erkennen lässt, wurde der Vogel verhältnismässig selten und anscheinend nur in landschaftlich ziemlich scharf abgegrenzten Gebieten zum Schmuck des Grabsteins verwandt. Im allgemeinen wird er als ein Sinnbild der sich vom Körper befreienden Seele betrachtet, worauf der Brauch zurückzuführen ist, aus dem Zimmer eines auf den Tod Erkrankten einen Vogel frei fortfliegen zu lassen [1].

Der Vogel erscheint aber auch als unmittelbar dem Tode zugehörendes Beizeichen, wie aus einem Holzschnitt von Urs Graf, aus dem Jahre 1524, sichtbar wird. Da ist mitten in die sommerliche Landschaft ein kahler Baum gestellt, unter dem eine Frau rastet. Im Vordergrunde sprechen zwei Landsknechte mit einander. Hinter ihnen hockt der Tod auf dem Baume, in der Linken die Sanduhr, auf der ein Rabe sich niedergelassen hat.

Im Abschnitt „der Pfahl" war der Bericht des Paulus Diaconus herangezogen worden, nach welchen die Langobarden für die in der Ferne Gebliebenen Stangen aufrichteten, auf deren Spitze hölzerne Tauben befestigt wurden. Manches in dem Text jenes Berichtes deutet darauf hin, dass jene Stangen oder Pfähle ihren Platz auf dem Ahnengrabe hatten, dass also zwischen Vogel und Ahne eine Verbindung zu denken war. Almgren geht noch einen Schritt weiter, indem er z.B. für einige der Zeichnungen im Grabe von Kivik vermutet, dass sie „Teilnehmer

Grimm, Mythologie, S. 484: Nicht anders gilt die Seele der kindlichen Phantasie des Volkes für einen Vogel, der aus des Sterbenden Munde geflogen kommt. Darum sind in alten Grabsteinen häufig Tauben eigenhauen, die der christliche Glaube noch näher auf den Geist bezieht...



62. Bergkirchen, Kreis Minden, ohne Jahr; nach Langewiesche.

an der Leichenfeier darstellen, die als Ahnen in Vogelgestalt vermummt waren"[1]. Vielleicht schreibt sich von solchen Vorstellungen auch der weit verbreitete Glaube her, dass der Schwan oder der Storch die Kinder aus dem Seelenlande holt.

Die Bracteaten der Völkerwanderungszeit zeigen in ihrem Münzbild öfters den Vogel. Die Umschriften benennen ihn *gaukaR* was etwa dem heutigen Worte Gauch entspricht und eine skaldische Kenninga für Odins Raben ist[2], in der Regel aber den Kuckuck bezeichnet. Dieser war den Germanen „als Vogel des Frühlings und damit der Fruchtbarkeit bekannt"[3]. Er ist nach einem weit verbreiteten Volksglauben winters über ein Sperber. Da die Bracteaten mit einiger Sicherheit als Geleitmünzen für die Toten angesehen werden dürfen, ist vielleicht dieser Gestaltwechsel die Ursache dafür gewesen, dass der Kuckuck in ihr Münzbild aufgenommen wurde.

Zugleich erweist er sich damit allerdings auch als eines der zwiespältigen Wesen, wie es sich ebenso in dem Storch zeigt, der nicht nur Kinder bringen, sondern auch den nahenden Tod ankündigen kann. Nach friesischem Volksglauben kann der Storch sich sogar in einen Menschen verwandeln und umgekehrt der Mensch Storchengestalt annehmen[4]. Das bedeutsamste Beispiel solcher Stellvertretung durch einen Seelenvogel ist der Wahrtraum Krimhildens, wie er im 1. Abenteuer des Nibelungenliedes geschildert wird:

> In disen hôhen êren troumte Kriemhilde
> wie si züge einen valken, starc schoen und wilde,
> den ir zwên arn erkrummen...

welche Tiere die drei Helden Sigfrid, Hagen und Gunther sind. An

[1] Almgren, Nordische Felszeichnungen, S. 350. [2] Nowotny, Die schleswiger Bracteaten, S. 213.
[3] Krause, Runeninschriften, S. 457. [4] Grimm, Mythologie, S. 409.

dieser Stelle ist auch das Märchen vom Machangelboom heranzuziehen, in dem aus der Flamme, die durch den ganzen Baum geht, ein Vogel auffliegt. Er ist die Gestalt des ermordeten, richtiger aber verwunschenen Kindes, das später durch den Tod der Stiefmutter erlöst wird. Zu der Erscheinung des Seelenvogels sind ferner alle die Verwünschungsformen zu rechnen, die als Raben, Schwäne und dergl. in den Märchen bekannt sind. Ein Vogel trägt auch den von seinen Brüdern verratenen und der Unterwelt überlassenen Märchenhelden wieder zu den Menschen empor. — Ein letzter Abklang dessen tönt noch durch die Märchen von Vogelzügen, die den unerkannten Mörder zur Selbstbezichtigung veranlassen; am bekanntesten sind wohl Schillers „Kraniche des Ibykus"; doch gehört auch das Lied des Vogels im Machangelboom hierher und das Märchen vom Rebhuhn [1].

Aus dem gleichen Bereich stammt schliesslich auch jener Seemannsglaube, der die Möwen als die auf See gebliebenen Fahrensleute ansieht; besonders kennzeichnend ist die Auffassung, es seien die schwarzköpfigen Arten die Seelen schlechter Menschen.

Die Schilderung des Seelenvogels entbehrte eines der zartesten Züge, wenn nicht erwähnt würde, dass nach dem Volksglauben das Rotkehlchen Blumen und Blätter herbeiträgt, um damit den Erschlagenen zu bedecken, den es etwa im Walde findet [2].

Nun ist durch lange Jahrhunderte in der Volkskunst ein Gefäss überliefert, das aus einem Vogelleib gebildet ist und dessen Henkel zwei Vogelköpfe sind. Es ist das ein Gefäss, „das wohl ehemals ... bei dem sog. Minnetrinken oder dem Johannessegen in Verwendung kam, Gebräuchen, die an die Stelle heidnischer Rauschtrankopfer traten. Die heilige Gertrud, deren Minne man ebenfalls trank, wird dargestellt mit einem schiffchenartigen Gefässe in der Hand, das unverkennbar an die Vogelgefässe erinnert" [3]. Bei der heiligen Gertrud halten sich die Seelen am

[1] Grimm, Anmerkungen zu KHM 115. [2] Grimm, Mythologie, S. 413. [3] von Spiess, Bauernkunst, ihre Art und Sinn, S. 250; dort auch Abb. des auf S. 51 erwähnten Zeugdruckes. Die schiffchen-artigen Vogelgefässe leben in Skandinavien noch jetzt; sie sind in der Regel aus Holz gefertigt und bunt bemalt. Es ist nun der Erwähnung wert, dass für den christlichen Gottesdienst der Gebrauch hölzerner Kelche bezeugt ist, dass er aber schon im Jahre 811 verboten und dafür Metall, sehr bald sogar ausschliesslich Edelmetall vorgeschrieben wurde. Im Luitpoldmuseum in

ersten Tage nach dem Tode auf[1]; sie ist weiterhin die Nachfolgerin Freijas. Auch dieser steht das Trinkgefäss zu; denn sie reicht den Asen beim Umtrunk das Horn, in welchem Umtrunk eine wesentliche Handlung des germanischen Totenfestes steckt, wie ja Freija selber die Totenführerin ist, die sich mit Wode in die abgeschiedenen Seelen teilt[2]. Das Vogelgefäss aber ist „Behälter des Unsterblichkeitstrankes"[3], und damit wird klar, weshalb es der Totenführerin beigegeben wird und weshalb der Vogel oder das Vogelpaar (Abb. 29) als Grabzierde angewandt wurde.

Selbst die schiffchen-artige Gestalt des Gefässes dürfte schwerlich einem Zufall ihr Dasein verdanken. In den Abschnitten „der Baum" wurde darauf hingewiesen, dass der Baumsarg das Totenschiff darstellt. Es wurde ferner erwähnt, dass dem Schiff die Korngarbe entspricht, die den toten Sagenhelden fortführt. Da aus dem Korn das Bier gewonnen wird, das als Erb- oder Totenbier im Minnetrunk gebraucht und welche Minne aus dem Schiffchen getrunken wird, so rundet sich auch hier das Bild.

Würzburg werden mehrere solcher Holzkelche aus der Kunigundenkapelle bei Burgerroth aufbewahrt. (Angaben nach Jung, Germ. Götter und Helden, S. 482, Anm.) Jung meint a.a.O., es sei aus jenen Kelchen die Minne der durch die Ortsheilige „vertretenen alten Gaugöttin" getrunken worden. — Beachtenswert ist ferner, dass in Schweden der Specht als wahrsagendes Tier erscheint und Gertrudsvogel genannt wird; ebenso heisst er in der Gegend von Lüneburg; vgl. dazu S. 97 und Anm. 1 auf S. 97. [1] Grimm, Deutsche Mythologie, S. 491. [2] Hamkens, Sinnbilder im schleswiger Dom, Abschnitt „Frigga und Freija". [3] von Spiess, Bauernkunst, S. 250.

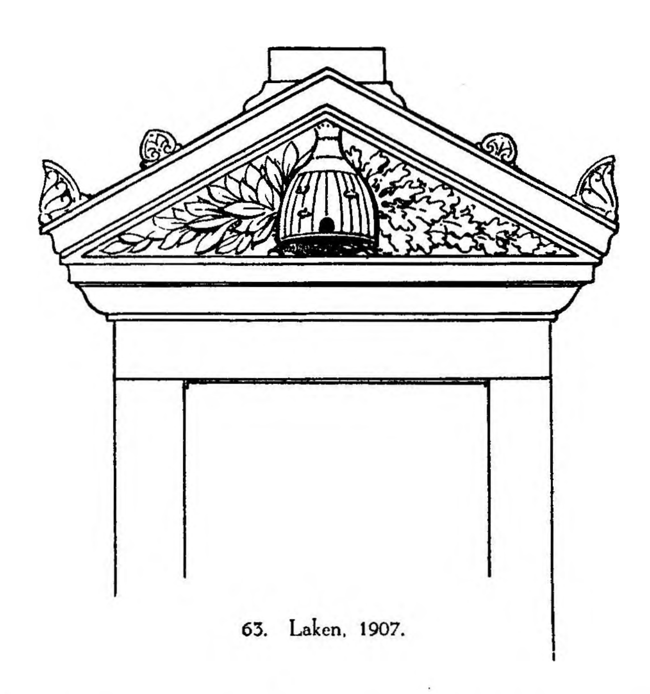
DER BIENENKORB

Abb. 21, 63–69, 72.

EINES der seltsamsten Grabsinnbilder ist wohl der Bienenkorb. Welche Wichtigkeit ihm beigemessen wurde, erhellt am besten daraus, dass er manches Mal auf besonderen Tafeln (Abb. 68) oder in eigens für ihn ausgehauenen Nischen (Abb. 67) in das Denkmal gesetzt wurde. In vielen Fällen sind ihm zwei Zweige oder Blätter beigegeben, in denen wohl eine verkümmerte Ausführung des belaubten und des dürren Zweiges gesehen werden muss, wenigstens fand sich auf dem Friedhof in Laken mehrmals der Bienenkorb von Eichen- und Lorbeerzweigen umgeben (Abb. 63). Trotz der Häufigkeit dieses Grabsinnbildes gibt es wenig Anhaltspunkte für seine Deutung, und die Verbindung des Insektes mit Tod und Grab ist dünn; man rechne denn dazu den schwäbischen Volksglauben, dass der Mensch nach dem Tode zur Biene wird, oder die andere siebenbürgische Meinung, dass er in den ersten 24 Stunden nach seinem Abscheiden in Bienengestalt in den Himmel fliegt[1].

So kann man etwa den nahenden Tod eines Kranken daran erkennen, dass die schwärmenden Bienen sich an einen Baum im Garten hängen; fliegt der Schwarm aber weg und kommt in drei Tagen nicht zurück, „so sterben Kinder im Hause"[2]. Ein gewisses Widerspiel zu dieser Anschauung ist die plattdeutsche Redensart „er hettn Imm steken" (= sie ist von einer Biene gestochen) oder „se hettn Immenstich kregen" (= hat einen Bienenstich bekommen) für „sie ist schwanger"[3].

[1] HDA I 1248, Stichwort „Biene". [2] Wuttke, Der Deutsche Volksaberglaube . . . S. 206, Ziffer 284. [3] Mensing, Schl.-H. Wörterbuch, II, 989, Stichwort „Imme".



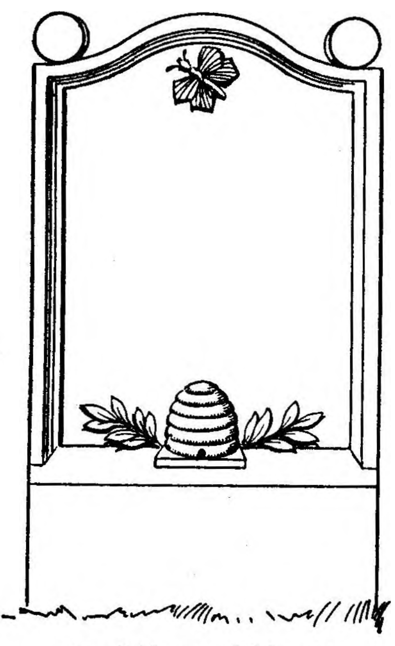
63. Laken, 1907.

„Der Tod des Hausherrn muss den Bienen angezeigt werden; sonst sterben sie. Man geht hin und spricht: ‚Jüm Herr is dood'; dabei klopft man noch dreimal auf den Stock. In Angeln sagt der älteste Sohn die Trauer an und befestigt ein schwarzes Band auf den Körben. Auch der Tod der Frau wird den Bienen mitgeteilt, sonst ziehen sie aus, ebenfalls die Geburt eines Kindes" [1]. Gegenteilig führte man die Brautleute am Hochzeitstage vor den Bienenstand mit dem Spruch

Immen ein, Immen ut
hier is de junge Brut.
Immen um, Immen an
hier is de junge Mann.
Immekes verlaat se nich,
wenn se nu mal Kinner kriggt [2].

Es soll auch Honig die erste Speise sein, „die des neugeborenen Kindes Lippe berührt" [3].

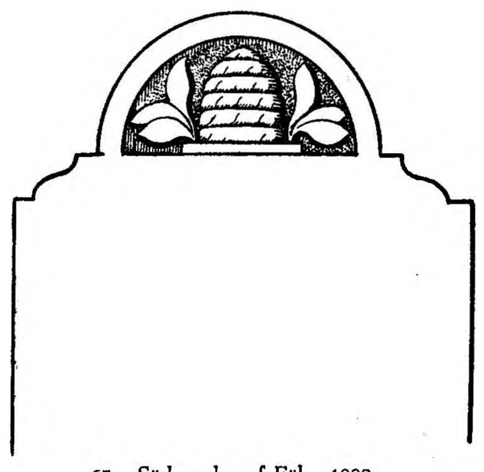
[1] Mensing, a.a.O. Spalte 991. [2] Kuckei, Brauchtumspoesie aus Niederdeutschland, S. 25.
[3] Grimm, Deutsche Mythologie, S. 419.



64. Boldixum auf Föhr, 1865.

Nach dem Tode fliegt die Seele als Biene herum [1], und vielleicht hängt mit dieser Ansicht der sonst unverständliche Brauch zusammen, dass „man der Leiche etwas aus dem Bienenkorb in den Sarg legen muss", damit sie geraten und nicht gestohlen werden [2].
Die früheste nachweisbare Verbindung von Biene und Grab liegt vor in der Bestattung König Childerich I (gest. 481); da lagen „um das Messerscheiden-Ende herum mehrere kleine Bienen oder Zikaden, die wohl ebenso wie die vielen Knöpfe rechts als Besatz von Leder oder Zeug gedient haben" [3]. Es ist also unsicher, ob die Bienen absichtlich

[1] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, S. 56, Ziffer 62. [2] Wuttke, a.a.O. S. 428, Ziffer 671.
[3] Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, S. 300. — In dem Grabe fand man neben den Bienen auch ein goldenes Stierhaupt. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 419 stellt zu diesem Befund die Tatsache, dass sowohl die Biene als auch der Stier im Lateinischen apis geschrieben wird, und zieht weiterhin Verbindungen zu dem Umstand, dass die Bienen aus dem verwesenden Fleisch eines Stierleibes entstanden sein sollen. Aehnlich wurden aus Maden im Körper des Urriesen s.Zt. die Zwerge, und Grimm verweist in diesem Zusammenhange auf den Umstand, dass sowohl die Bienen als auch die Elben oder Zwerge einer Königin gehorchen. Da die Zwerge zu den Unterirdischen gehören, welcher weitreichende Begriff auch die Toten als die unter der Erde befindlichen

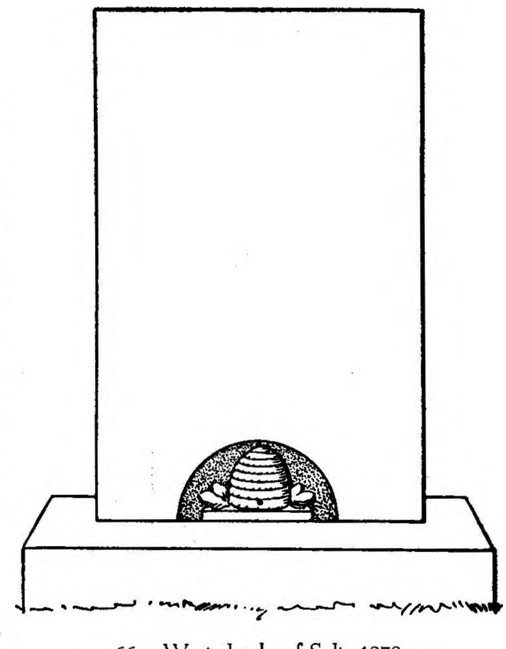


65. Süderende auf Föhr, 1882.

dem Toten mitgegeben wurden oder ob ihnen nicht mehr Sinn beizulegen ist als allen anderen Beigaben auch; sie lassen aber den Schluss zu, dass schon damals die Biene für einen fürstlichen Schmuck nicht zu gering erschien. Von dem Bienenkorbe ist es bekannt, dass er ein Kennzeichen der frühen Kaiser- und Königs-Urkunden ist. Mehr als „tausend Jahre später liess Napoleon die Bienen, das karolingische Symbol, auf seinen Kaisermantel setzen und auf Wappen und Münzen anbringen"[1], so dass ihnen danach um 1800 noch der gleiche Rang zugestanden wurde. — Da man in den napoleonischen Bienen mit Recht ein fremdes Hoheitszeichen sah, so sind sie wieder aus den Wappen entfernt worden; aber es gibt doch noch verhältnismässig viele Orte, die Bienen oder einen Bienenkorb im Schilde führen. Noch im Jahre 1833 setzte „der Stadtrat den Bienenkorb mit schwärmenden Immen dazu in den Schild" der sächsischen Stadt Brand-Erbisdorf[2], welcher Vorgang sicherlich seinen guten Grund hatte, auch wenn nicht mehr bekannt ist, aus welchen Überlegungen heraus die Stadtväter handelten. Volksbräuchliche Zeugnisse für die Bedeutung der Bienen sind in erster Linie die Bienensegen, deren einer aus dem 9. Jahrhundert das Insekt unmittelbar dem Schutze Christi unterstellte:

umfasst, so sind solche Zusammenhänge nicht zu übersehen. Im Oldenburgischen weiss man von Zwergengold zu sagen, das im Bienenstock verborgen ist. Vgl. auch Anm. 3 auf Seite 96.
[1] van der Laars, Wapens, Vlaggen en Zegels van Nederland, S. 10 ... en duizend jaren later liet Napoleon de Bijen, het Carolingische symbool, borduren op zijn Keizermantel, en op munten en wapens aanbrengen ..., dazu Abb. 41, Napoleons Kaiserwappen, mit den Bienen auf dem Mantel, und Abb. 44, das Wappen von Amsterdam mit den Bienen im Schildhaupt, wie es während der französischen Zeit geführt werden musste. [1] Hupp, Deutsche Orstwappen, Wappen von Brand-Erbisdorf. — Weiter führt den Bienenkorb Nastädten in Hessen-Nassau; ferner die Orte Borne und Hogeveen in Holland und Hemelveerdegem in Flandern; aus neuerer Zeit sind noch weitere Bienenkorbwappen bekannt.

Krist, die Biene ist heraus!
Nun flieg Du, mein Tier,
hierher in heiligem Frieden
in Gottes Schutz gesund heim zu kommen!



66. Westerland auf Sylt, 1878.

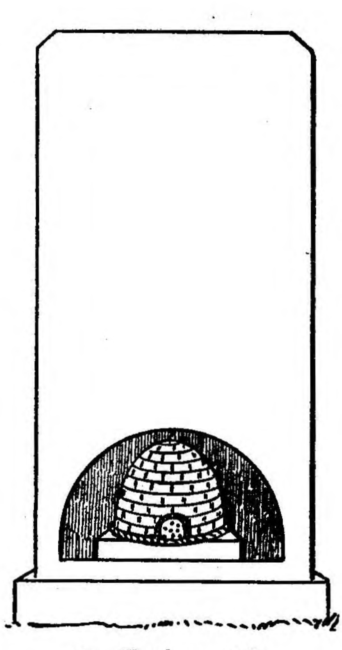
Ein münchener Segen aus dem Jahre 1477 zieht zu Schutz und Hut der Bienenvölker ausser der Jungfrau Maria noch „Sand Abraham", Jacob und Joseph heran, und ein dritter Segen, wie der erstgenannte aus dem Kloster Lorsch, fordert von der Biene „wirke Gottes Willen" [1]... Ein Spruch aus der Landschaft Schwansen erzählt

De Imm un de Wies
de gungen mit int Paradies...

und ähnlich verlangt ein nordfriesischer Bann, angewendet beim Schwärmen der Bienen, „sett Di int Paradies" [2]. Zum Teil mag sich diese eigentümliche Stellung damit erklären, dass die Biene „noch aus dem goldenen Zeitalter, aus dem verlorenen Paradies übrig geblieben sein soll. Der lautere, süsse Honig, den die Bienen aus allen Blüten saugen, ist Hauptbestandteil des Göttertrankes..." [3]. Auch dem aus gegorenem Honig bereiteten Met wurde früh eine sakrale Bedeutung beigemessen, „und noch heute umgibt in den Gegenden der Heidebauern eine gewisse Feierlichkeit das Gebräu aus Honig: einem Fremden wird es im Hannoverschen oder Westfälischen gelegentlich als festlicher Willkomm gereicht" [4]. Es steht mit in der Reihe der Rauschtrünke, die als „Minne" getrunken wurden (vgl. Seite 87).

In einem gewissen Gegensatz zu den vielen Segen und Bannsprüchen,

[1] Fehrle, Zauber und Segen, S. 35. [2] Mensing, Schl.-H. Wörterbuch II, 992, Stichwort „Imme". [3] Grimm, a.a.O. S. 491. [4] Erich, Das Lob der Osterkerze, in „Atlantis" 1933, S. 255.



67. Flensburg, 181?.

die den Bienen aufgeben, Wachs zu Gottes Ehr und Preis zu tragen, seinen Willen zu wirken o.ä., steht ein Bann aus Schwansen, in welchem den Bienen ausdrücklich „Böm, *Kark* un Hüser" (= Bäume, Kirchen und Häuser) verboten werden[1]. — Der gleiche Gegensatz tut sich auf, wenn einer Seits die Bienen zu einer Art Reinheitsprobe der Braut herangezogen werden, weil sie eine Jungfrau nicht stechen[2] und anderer Seits die Volksmeinung geht, dass in der Weihnachtsnacht die Hexen „statt der Haube einen Bienenkorb" tragen, den man unter bestimmten Bedingungen sehen kann[3]. Es ist wohl nicht falsch, darin Auffassungen einer älteren Welt zu erblicken.

Für eine solche Herkunft spricht auch ein Fastnachtsbrauch aus Oldenburg und Westfalen, wonach ein Hahn „in einen Bienenkorb gesteckt, aus dem er oben zu einem Loche den Kopf heraussteckt, und dann von den Burschen mit verbundenen Augen geköpft wird"[4]. Ursprünglich ist das ein Erntebrauch gewesen; aber es wurde „aus dem ursprünglich rituellen Opfer ein Spiel"[5], das dann auf andere Zeiten verlegt wurde, wie z.B. Fastnacht, Pfingsten, Hochzeit usw. — Weiter ist heranzuziehen die Lobpreisung der Bienen, die am Ostersonnabend bei der Weihe der Osterkerzen gesungen wurde. „Die bukolische Phantasie ihrer ausgedehnten Strophen ist innerhalb der Kirche selbst nicht unwidersprochen geblieben. Früh schon hatte der heilige Hieronymus an ihrer heidnischbreiten Behaglichkeit Anstoss genommen"[6].

Auch die Votivgabe aus Wachs, wie sie heute vornehmlich in Bayern üblich ist, geht weit in die vorchristliche Zeit zurück. Und selbst an die

1 Mensing, a.a.O. Spalte 992. 2 Wuttke, a.a.O. S. 206, Ziffer 284. 3 Wuttke, a.a.O. S. 256, Ziffer 373. 4 Wuttke, a.a.O. S. 291, Ziffer 426. 5 Jarosch, Erntebrauch und Erntedank, S. 69. 6 Erich, a.a.O. S. 253.

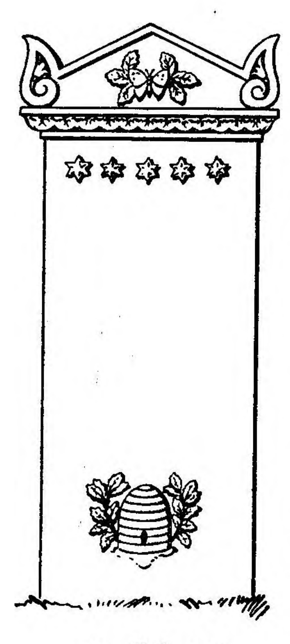
Osterkerzen knüpften sich rasch Bräuche, die nicht im christlichen Bereich zu Hause sind. „Schon um das Jahr 500 wurden, wie die Weistümer berichten, die Osterkerzen nach dem Fest in kleine Stücke zerbrochen und an die Glieder der Gemeinde verteilt, zum Schutz gegen allerlei Übel und Anfechtung finsterer Mächte, vornehmlich auch gegen Gewitterschaden und Hagelschlag"[1]. Von der heilenden Kraft des Honigs und des Wachses spricht auch ein westfälischer Bötsegen (gegen das „Gerstenkorn"):

Do gengen drei Marien no dat hillige Graff.
De Eene halde dat Huonig, de Annere dat Wass.
De Deerde, de nahm dat Mol van düt Auge weg...

68. Flensburg. 1832.

Er reicht zurück in die „Glaubenswelt der vorchristlichen heidnischen Dreifaltigkeit"[2]. Auch das „hillige Graff" ist offenbar nicht das von Golgatha; vielleicht aber ist es die Erklärung für das Sinnbild des Bienenkorbes auf Grabsteinen. Es ist ja eigentümlich, dass die älteren Darstellungen des Bienenkorbes ihn regelmässig in eine mehr oder weniger tiefe halbrunde Nische stellen (Abb. 66, 67). Diese Nische erscheint auch ohne den Bienenkorb auf anderen Grabsteinen (Abb. 75); sie ist nämlich „das Ideogramm des kleinsten Sonnenlaufbogens des Jahres, also zur Wintersonnenwende"[3], und als solches eine Darstellung des Grabes oder des Totenberges. Ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass aus dem Nischenbogen der Bienenkorb entstanden ist, der somit nichts anderes darstellt als den Bogen, das „Ur" selbst und schlichtweg ein Bild des Grabhügels ist. Eine gewisse Stütze erhält diese Ansicht durch die schon mehrfach angezogenen Bilderbogen von den menschlichen Altersstufen. Sie sind über viele Länder ver-

[1] Erich, a.a.O. S. 256. [2] Schöll, Die drei Ewigen, S. 133. [3] Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, S. 259. — Es ware zu überlegen, ob nicht auch der vielfach halbkreisförmige obere Abschluss der Grabsteine den Bogen = das Ur darstellen soll.



69. Kiel, 1856.

breitet, seit etwa 1540 nachweisbar und gehen zur Hauptsache auf einen deutschen Holzschnitt zurück. Das Bild zeigt eine (meist neunstufige) Treppe, die links mit dem Neugeborenen beginnt und rechts unten am Totenbett endet. Unter der Treppe steht in einer Halbkreisnische entweder der Tod[1] oder es wird der Blick freigegeben auf das letzte Gericht[2], d.h. auf den jüngsten Tag, welcher ursprünglich nicht das Ende der Zeit bedeutete, sondern am Ausgang des Jahres stand und daher seinen Namen hatte; denn weil mit dem neuen Jahre eine neue Rechnung begann, so konnte der letzte Tag nicht älter werden als eben einen Tag und blieb der jüngste.

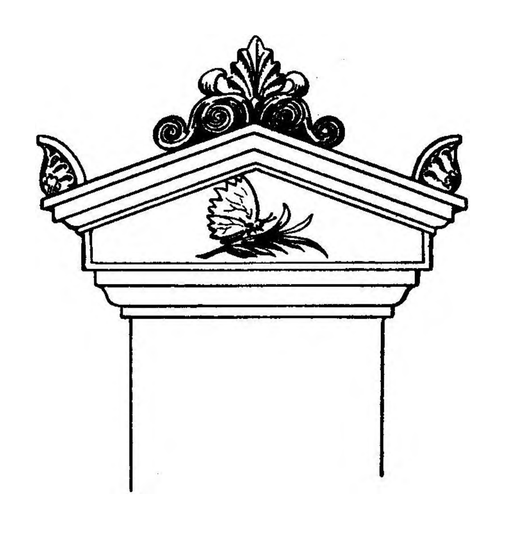
Hierher gehören nun zweifels-ohne die Stephanspfennige, die Halberstadt im 12. Jahrh. prägte. Der Heilige, dessen Tag der 26.12. ist, wird einmal dargestellt mit dem Hakenkreuz, sodann mit seinem Beizeichen, den drei Steinen = 3 Punkten (!) und einmal auch im Grabe liegend, das sich als Bogen über das ganze Münzbild zieht. Da sind also die drei Punkte in Zusammenhang mit dem Bogen, d.h. dem Grab bezeugt.

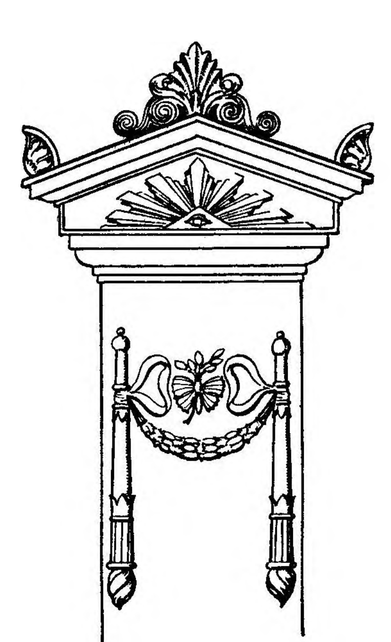
Es ist beachtenswert, dass ein Grabstein aus dem Kreise Stralsund den Bienenkorb noch in Gestalt des Bogens zeigt, indem der Korb frei in den Raum gestellt und ein übergrosses Flugloch ausgeschnitten wurde[3], und dass die Stadt Bühl in Baden drei „bienenkorb-artige" goldene Bühele (= Berge) im Wappen führt[4]. — Die besondere Stellung, die die Biene

[1] L'imagerie italienne, S. 32 und 35. — Der Titelkupfer zu Fabricius, Opera observationum et curationum Medico-chirugicarum, Frankfurt 1646, zeigt den Tod mit einem Schlüssel, sitzend auf einem Bienenkorb, der von Bienen umflogen wird. [2] L'imagerie italienne, S. 71. In der Nische jüngstes Gericht. Auf dem Bilde der dürre und der belaubte Baum. — Ebenso in l'imagerie populaire des Pays-Bas, Tafel nach S. 112 und Abb. auf Seite 146. — In l'imagerie orléanaise S. 208, Abb. 309 fehlen die Bäume. [3] Schultz, Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow, in „Mühlke, Von nordischer Volkskunst", S. 137 ff. — Es ist auffallend, dass Schultz, der seine Zeichnungen mit aller Sorgfalt und masstäblich genau ausgeführt hat, doch die Sinnbilder einfach nicht gesehen hat, obwohl er sie in einzelnen Fällen ebenfalls genau mitzeichnete. — Zu der Erklärung des Bienenkorbes als Grabhügel wäre noch zu vergl. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 420. Dort wird ausdrücklich die Beteiligung der Bienen beim Ausbau einer Höhe (!) zum Grab erwähnt. [4] Hupp, Deutsche Ortswappen, Stadt Bühl im Kreise Baden.

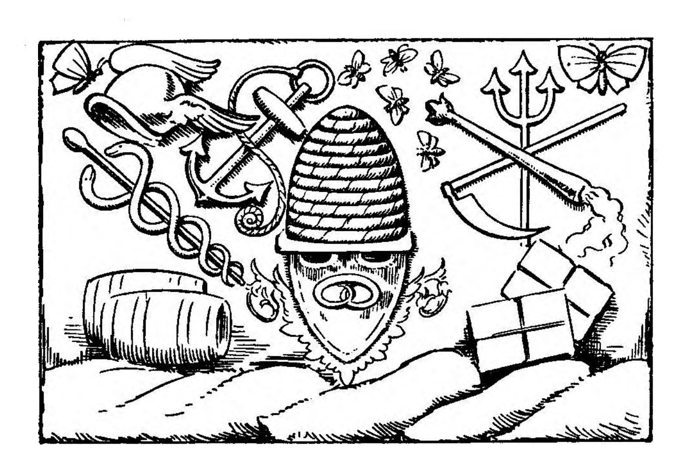
als einziges gezähmtes Insekt einnimmt, dazu der Honig und das Wachs, welch beide nur von ihr zu erhalten sind, werden die Umdeutung des Ur-Bogens, des Berges, zum Bienenkorb begünstigt haben. Eine gewisse Bestätigung erhält solche Annahme durch die Bezeichnung des Spechts als Bienenwolf (weil er den Bienenstock aufmeisselt und ausraubt; vor allem bei den Wildbienen und bei Immenständen im Baum); denn nach einer alt-italischen Überlieferung ist es der Specht, „der den immer grünenden Baum bewohnt, der weissagende Vogel, der die ‚Springwurz' hat, welche den Zugang zu dem im ‚Berg' verschlossenen ‚Hort' verleiht" [1]. So ergibt sich also auch hier die schon auf Seite 87 erwähnte Zusammenstellung von Grab (= Bienenkorb), Vogel (= Specht) und sakralem Getränk (= Honig und Met), wobei es vielleicht auch nicht ganz zufällig sein wird, dass der Specht gerade Bienen*wolf* genannt wird; denn der Wolf ist das Begleittier Odins, des Totenführers, der selbst in Gestalt eines Vogels einmal aus dem Berge den Rauschtrank des Dichtermets geholt hat.

[1] Wirth, Die heilige Urschrift, S. 276. — Kück weist in dem „Martinslied von Lüneburg und Ebstorf" darauf hin, dass das am Martinstag gesungene Heischelied in den Einführungszeilen auf den Specht weist, der dem St. Martin, bezw. dem Schwertgott Tiu heilig gewesen ist. Der Martinstag (10.11.) liegt in unmittelbarer Nähe des Aller-Seelen-Tages, und in St. Martin haben wir zweifellos den Nachfolger eines älteren Wode vor uns, der seinerseits einmal den Schwertträger Tiu abgelöst haben wird. Damit vereinigt der Specht St. Martin (= Wode) und St. Gertrud (= Freyja), d.h. die beiden Gestalten, die nach der Edda sich in die Toten teilten; vgl. S. 87 die dortige Anmerkung 3.





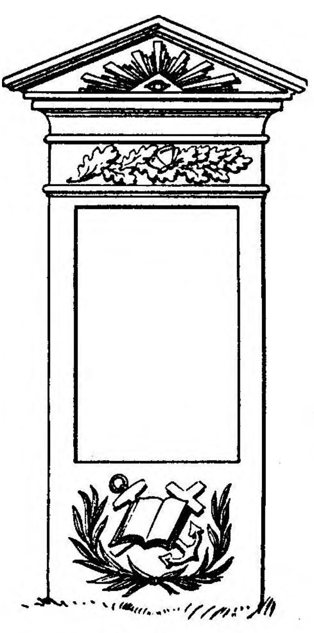
70. Flensburg. 1821; Vordergiebel.
71. Achtergiebel von 48.
72. In die Vorderseite eingelassene Platte.



DER SCHMETTERLING

Abb. 64, 69–76, 112, 119, 133, 135, 138, 139.

IN Verbindung mit dem Bienenkorb wird ab und an auf Grabsteinen auch ein Schmetterling abgebildet (Abb. 64, 69). In der Regel aber erscheint er allein, oft auf einem Zweig sitzend (Abb. 70, 133). In Verbindung mit dem belaubten und dem dürren Zweige steht der Schmetterling auf einem eckernförder Denkmal, wobei die beiden Zweige zu einem Kranze vereinigt sind (Abb. 76). Eine besondere Betonung erfährt er auf einem flensburger Grabmal: die Vorderseite zeigt ihn mit zusammengefalteten Flügeln auf einem Zweige, dessen Blätter dünn und schmal sind (Abb. 70); auf der Rückseite des Steines ist er nochmals abgebildet mit ausgebreiteten Flügeln und über einem Zweige mit voll entfalteten Blättern (Abb. 71); beides soll wohl auf den sommerlich-winterlichen Zweig anspielen. Aber damit nicht genug: auf einer Marmorplatte sind zunächst als Bezugnahme auf den Beruf des Toten verschiedene Warenballen und Fässer dargestellt, weiter der Merkurhut und -stab, dazu ein Anker. Der Bienenkorb in der Mitte steht auf einem Schilde, der anscheinend das Familienwappen des Verstorbenen ist und von dessen Spitze wiederum die zwei Zweige ausgehen, die hier aber ganz zum ornamentalen Schnörkel verkümmert sind. Neben Sichel und Fackel als Todessinnbildern erscheinen dann noch einmal die Schmetterlinge und zwar einmal mit geschlossenen Flügeln neben dem Merkurhut und einmal mit ausgebreiteten über dem Sensenstiel (Abb. 72). – Eine so auffällige Betonung dieses Sinnbildes in Verbindung mit der weiten Verbreitung desselben macht es erstaunlich, zu sehen, wie eigentlich



73. Flensburg, 1844.
Rückseite zu 54.

kaum mehr eine Verbindung zwischen dem Schmetterling und der Meinung herzustellen ist, die ihn zum Grabsinnbild formte.

So gelten als Boten des Todes der Trauermantel, wenn er vor der Haustüre flattert, und das Pfauenauge, wenn man es als ersten Schmetterling des Jahres sieht[1]. — Dass Hexen sich in Schmetterlinge verwandeln können[2] und auch der Alp diese Gestalt annehmen kann[3], verrät, dass schon früh die Phantasie sich mit ihm beschäftigte. — Nach dem Volksglauben flatterte die Seele des Sterbenden als Schmetterling auf der Wiese der Unterwelt[4].

Ein eigentümlicher Name für den Schmetterling ist das plattdeutsche Schohmaker = Schuhmacher, das aber fast ausschliesslich für ihn und nicht auf den Handwerker angewendet wird, der stets Schoster heisst[5].

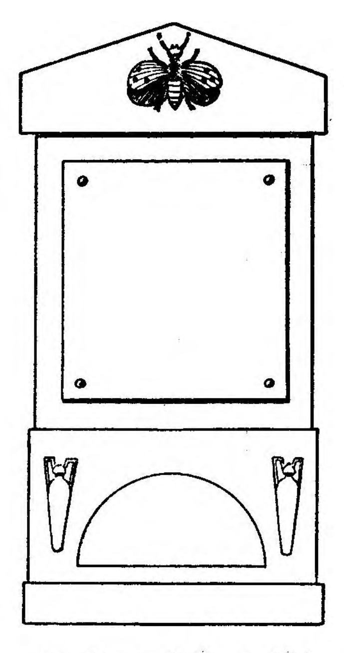
[1] Mensing, a.a.O., I, 749, Stichwort „Dood". [2] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, S. 160, Ziffer 217. [3] Wuttke, a.a.O., 273, Ziffer 402. [4] Grimm, Deutsche Mythologie, S. 485. [5] Mensing, a.a.O., IV, 367, Stichwort „Schoh".



74. Nieblum auf Föhr, 1862.

Wie diese Verbindung zu Stande kommt, ist ungeklärt; aber es erscheint beachtenswert, dass „den Leichen... ein besonderer Totenschuh zum Antritt der langen Reise mitgegeben und an die Füsse gebunden wurde. Im Hennebergischen und vielleicht an anderen Orten nennt man noch jetzt die dem Verstorbenen erwiesene letzte Ehre den Totenschuh, ohne dass der Gebrauch selbst fortdauerte" [1]. Da die Schuhmacher auch sonst im Volksbrauch einen bedeutenden Platz einnehmen, so kann vielleicht in dieser plattdeutschen Bezeichnung ein unverständlich gewordener Rest früherer Verbindungen nachleben, der u.U. einmal mehr aussagen kann, als heute möglich ist.

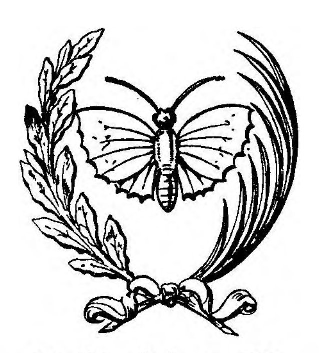
[1] Grimm, a.a.O., S. 489. — In Schleswig-Holstein heisst es „he hett de Schoh achtern Tuun stellt (= er hat die Schuhe hinter den Zaun gestellt); beim Läuten der Begräbnisglocke: „dor het een de Schoh an'e Wand hangt" (= da hat einer die Schuhe an die Wand gehängt). Mensing a.a.O., IV, 367. Im Oberelsass und in Baden wird der im Wochenbette verstorbenen Frau ein Paar Schuhe angezogen, wie die Akten eines Hexenprozesses schon für das Jahr 1593 berichten: „Stirbt eine Frau im Wochenbette und hinterlässt ein lebendes Kind, der soll man vor der Beerdigung ein Paar gut gesohlte und genagelte Schuhe anziehen, denn der Weg aus dem Jenseits ist weit, wenn sie alle Nacht die ersten sechs Wochen lang zur Wartung des Kindes kommt". Angeführt nach Kolesch, Deutsches Bauerntum in Elsass, S. 84. — Vgl. zum Schuh überhaupt Almgren, Nordische Felszeichnungen, S. 234 ff.



75. Husum, Anfang 19. Jahrh.

Müller, Müller, Maler,
Giff mi'n Sack vull Daler,
Giff mi'n Daler in de Hand,
Denn fohr ick na Engelland...[1]

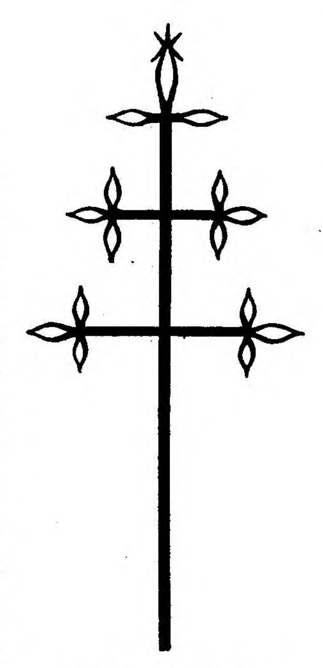
singen die Kinder den Kohlweissling an. Das Engelland ist das Land der Toten (vgl. Seite 139) und der Taler darf wohl als das Fährgeld, als die Geleitmünze in die Unterwelt betrachtet werden.
Nach dem heutigen Wissen ist der Falter auf dem Grabstein nicht mehr als ein Sinnbild der Seele, als das er auch durch das eben angeführte Kinderverschen flattert[2].



76. Eckernförde, um 1800.

[1] Meyer, Plattdeutsche Kinderreime aus Schleswig-Holstein, S. 48. [2] Es wäre auch als eine (vielleicht sehr entfernte) Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass die geflügelte Sanduhr an der Entstehung des Schmetterlings als Grabsinnbild beteiligt ist. Die mannigfachen Umformungen der Sanduhr lasse einen solchen Gedanken keineswegs als ganz ausgeschlossen erscheinen.

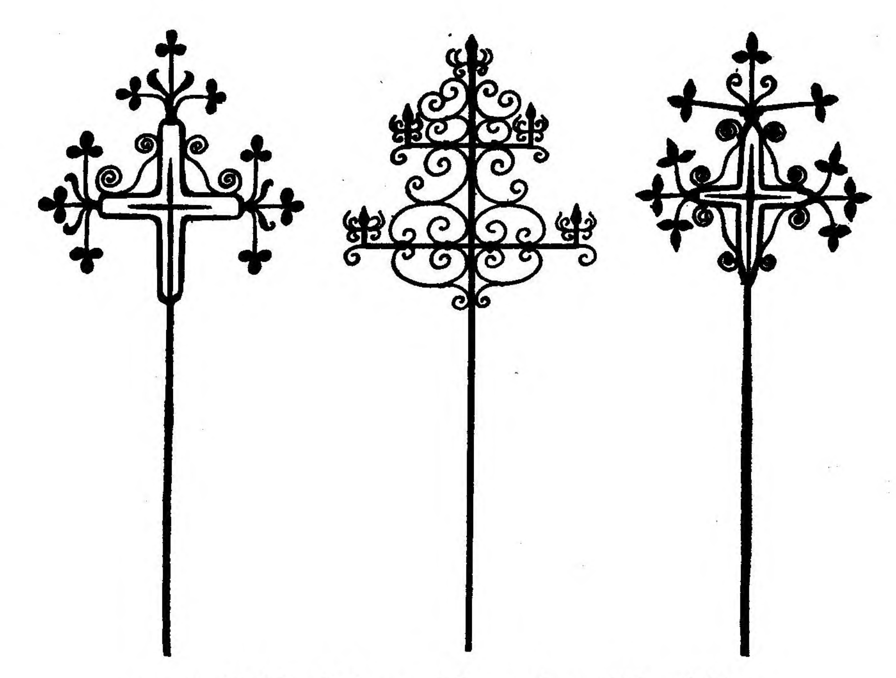
DAS KREUZ



77. Mark Brandenburg.

NICHT immer kann das Kreuz als christliches Glaubenszeichen gewertet werden. Abgesehen von der Tatsache, dass schon die jüngere Steinzeit es in unzweifelhaft religiösen Sinne verwendet hat, — dass noch der Kirchenlehrer Minutius Felix sich dagegen wandte, — dass es sich erst „im IV. und den folgenden Jahrhunderten allmählich nach Verdrängung des konstantinischen Christusmonogramms"[1] durchsetzen konnte, ist auch späterhin seine Verwendung im ausschliesslich christlichen Sinne keineswegs sicher. Im Abschnitt „der Dreispross" wurden Beispiele angeführt, die einwandfrei bestätigen, dass selbst dem Marterholz des Gekreuzigten Formen gegeben wurden, die nicht im christlichen Bereiche zu Hause sind. Auch Grabkreuze wie Abb. 77—80 sind beim besten Willen nicht mehr als Kreuze anzusehen, sondern müssen weit mehr als stilisierte Baumformen betrachtet werden. Ebenso ist der gotländische Stein von 1316

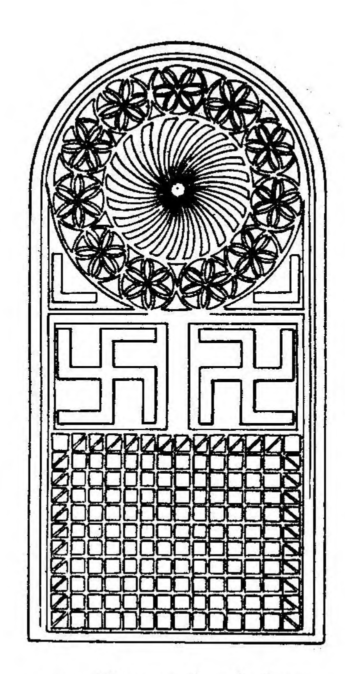
[1] Forrer, Reallexikon, S. 424, Stichwort „Kreuze". — Die Aeusserung des Minutius Felix lautet (nach Weigel, Germanisches Glaubensgut usw., S. 36): Wir verehren keine Kreuze, noch wünschen wir dies. Ihr, die ihr hölzerne Götter heilig haltet, betet vielleicht hölzerne Kreuze als einen Teil eurer Götter an. Denn auch die Feldzeichen selbst, die Standarten und Fahnen des Lagers, was sind sie anders als vergoldete und geschmückte Kreuze.



78—80. Mark Brandenburg; nach Kriegergräber im Felde und daheim.

unverkennbar als Baum gedacht, wie sich allein aus der Tatsache schon ergibt, dass man noch drei Kreuzchen auf den obersten Wipfel setzte [1].

[1] Früh tritt auch neben das Rad und das Kreuzmotiv oder an dessen Stelle die Lilie. Jung, Germ. Götter und Helden, S. 481. — Jacobsen/Moltke, Danmarks Runeindskrifter, Sp. 782, Stichwort Billedfremstilling, zählen vier Darstellungen auf, davon eine nur als Möglichkeit, „deren Motive aus der christlichen Religion geholt sind. Da jedoch das christliche Kreuz ganz untergeordnet mit heidnischen Abwehrbildern angewandt werden kann, kann man nicht mit Sicherheit entscheiden, wie weit diese christlichen Bilder in christlicher Bedeutung gebraucht wurden, entsprechend einer Gottesformel, oder ob heidnisch-magische Abwehrvorstellungen ihrem Vorhandensein auf den Steinen zu Grunde liegen"... (hvis motiver er hentet fra den kristne religion. Da imidlertid det kristne kors kan anvendes helt sideordnet med hedenske vaernebilleder, kan det ikke med sikkerhed afgöres, hvorvidt disse kristne billeder er brugt i kristelig betydning, svarende til en gudsformel, eller om der ligger hedensk-magiske vaerneforestillinger til grund for deres tilstedevärelse paa stenene.)



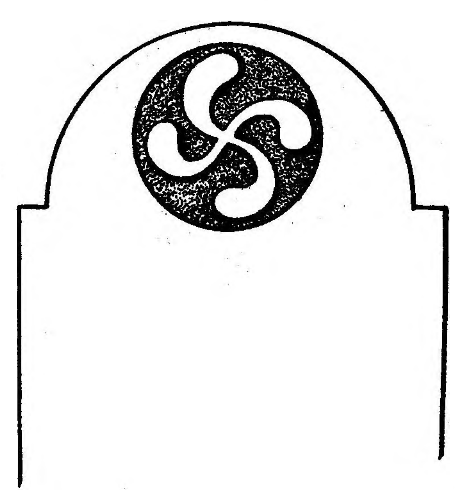
81. Westgotischer Grabstein, 7. Jahrh.; nach Lechler.

DAS HAKENKREUZ

Abb. Titelbild, 36, 52, 81—83, 88, 133, 134.

Das Hakenkreuz ist eines der ältesten Sinnbilder überhaupt und wird schon früh zur Auszierung von Grab und Totenbeigabe verwendet. Aber obwohl gerade dieses Zeichen heute noch lebt, und obwohl viele eingehende Untersuchungen darüber stattgehabt haben, ist eine sichere Erklärung und Deutung bis jetzt noch nicht gefunden worden.
Im allgemeinen neigt die Forschung zu der Annahme, es sei das Hakenkreuz ein Sonnensinnbild. Jedoch ist keineswegs erwiesen, dass es von Anfang an ein solches gewesen ist; denn zahlreiche Darstellungen zeigen es gemeinsam mit dem Monde oder den Mond in ihm[1], und die Edda

[1] Schultz, Zeitrechnung, S. 113, dort auch Abbildungen.

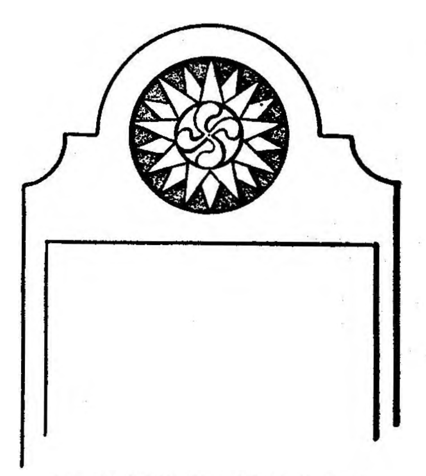


82. Stift Quernheim, Kreis Herford, 1783; nach Langewiesche.

nennt den Mond sogar ausdrücklich das drehende Rad[1]. Es will auch bei der Verwendung des Hakenkreuzes auf Totenbeigaben und Grabsteinen die Ausdeutung als Sonnenzeichen schon deshalb nicht recht befriedigen, weil aus den Märchen und Sagen hervorgeht, dass die Toten und Abgeschiedenen nur in der Nacht ihren Umgang halten dürfen und das Tageslicht, d.h. also die Sonne, meiden müssen. Wird nun das Hakenkreuz als Sonnenzeichen angesehen, so könnte es nur in bannender Absicht gegen den Toten gebraucht worden sein. Greift die Deutung dagegen auf die anzunehmenden ältesten Auffassungen zurück und sieht das Hakenkreuz als ein Sinnbild des Mondumlaufs an, so erscheint sein Gebrauch als Grabzeichen sehr berechtigt; denn das Wachsen und Schwinden des Mondes, die dreitägige Unsichtbarkeit und nicht zuletzt sein Wiedererscheinen sind eben so leicht verständlich als Gleichnis wie als letzter Wunsch für den Toten.

Abb. 83 scheint eine solche Annahme zu bekräftigen. Dort steht das Hakenkreuz im Mittelfeld zweier übereinander gelegter neunstrahliger Sterne, und die Neun ist, wie im Abschnitt „der Mond" weiter ausge-

[1] Thulle II, Edda – Götterdichtung, S. 102, Alwisslied, V. 15.



83. Gohfeld, Kreis Herford, 1848; nach Langewiesche.

führt werden wird, eine Zahl, die unmittelbar aus dem Mondkalender hergeleitet wird.

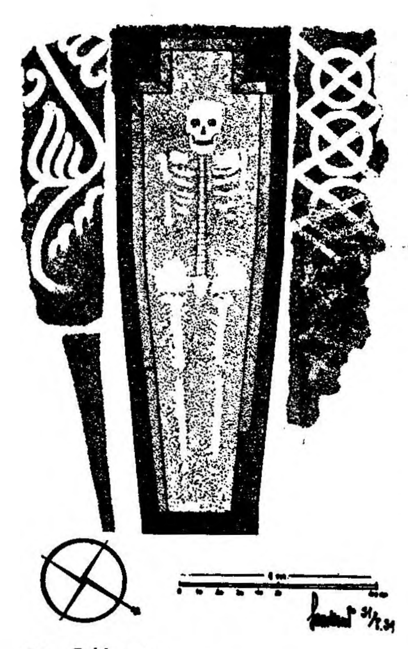
DAS RADKREUZ

Abb. 16, 84–89, 95.

Das Grab des Bischofs Nikolaus I. im Dome zu Schleswig deckte eine bleibeschlagene Holzplatte; ihre rechte Hälfte war mit Radkreuzen bemalt, deren einstige Zahl acht betragen haben muss[1]; jetzt sind nur noch fünf erhalten (Abb. 84). Unter Nikolaus wurden zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Gewölbe des Querschiffs im Dome ausgemalt und dabei in jedes einzelne ein Radkreuz gesetzt, so dass danach die Ausschmückung des Grabes mit diesem Zeichen mehr als nur ein flächenfüllendes Ornament sein muss.

Überdies aber ist das Radkreuz als Grabschmuck bereits seit der jüngeren

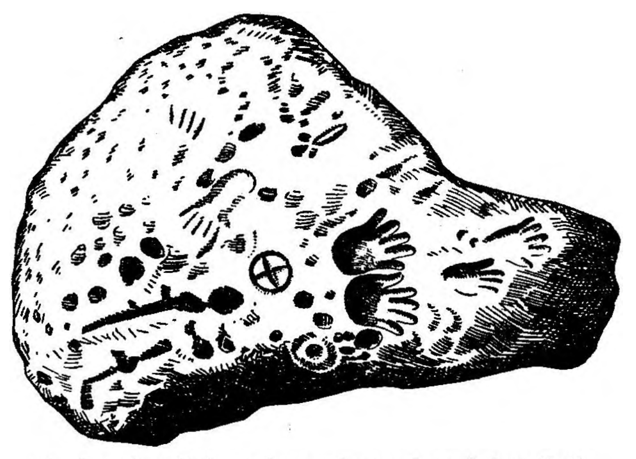
[1] Hamkens, Ein Bischofsgrab des 13. Jahrhunderts mit heidnischen Sinnbildern, in „Germanien" 1939, S. 357.



84. Schleswig.
Grab des Bischofs Nicolaus I., 1216.

Steinzeit bezeugt, wo es auf einem Deckstein des Grabes von Bunsoh in Dithmarschen neben anderen Zeichen erscheint (Abb. 85). Bronzezeitlich kann es auf einem Grabstein von Klein-Meinsdorf bei Plön nachgewiesen werden, ebenso auf einer der Platten des Grabes von Kivik, dazu auf zahlreichen Grabgefässen und als Schmuckstück bis in die ausgehende germanische Zeit. — Das Deckengewölbe im Grabmal Theoderichs wurde innen mit einem mächtigen Radkreuz ausgeziert. Dies Gewölbe ist nicht aufgemauert, sondern besteht aus einem einzigen Steinblock und zeigt allein darin schon die Verwandtschaft mit den Baugedanken, die auch die steinzeitlichen Grabanlagen formten. Das sog. Ansveruskreuz bei Ratzeburg ist ein Rad, das dem Gedächtnis des 1066 erschlagenen hl. Ansverus gilt. Bei Wisby auf Gotland, am Friedhof des Cisterzienser Klosters Solberga, erhebt sich ein altes Steindenkmal, das auf dem Schlachtfelde vom 27. Juli 1361 über dem Massengrabe der Gotländer Bauern errichtet wurde, die hier im Verzweiflungskampf gegen den Dänenkönig Waldemar Atterdag den Tod fanden. Das Denkmal gleicht dem Ansveruskreuz wie ein Ei dem andern [1]. Ähnliche Formen sind bis in die Neuzeit hinein vielfach angewandt worden: die gleichzeitig verwendeten Hakenkreuze und Runen-Inschriften lassen keinen Zweifel an der dahinter stehenden Gesinnung [1] (Abb. 88). Selbst „auf einem frühchristlichen Grabstein aus Worms erscheint das vierspeichige Rad als Weihezeichen ohne jede Verchristlichung" [2]. „Es ist sehr auffallend, wie gerade im Elsass das Sonnenrad

[1] von Notz, Ansverus, S. 26. [2] Lechler, Kreuz, Hakenkreuz und Irminsul in „Mannus" 1935, Abb. 29 und 31; weitere Beispiele bei Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit. [3] Jung, Germanische Götter und Helden ... S. 340, dort auch Abb. 123.



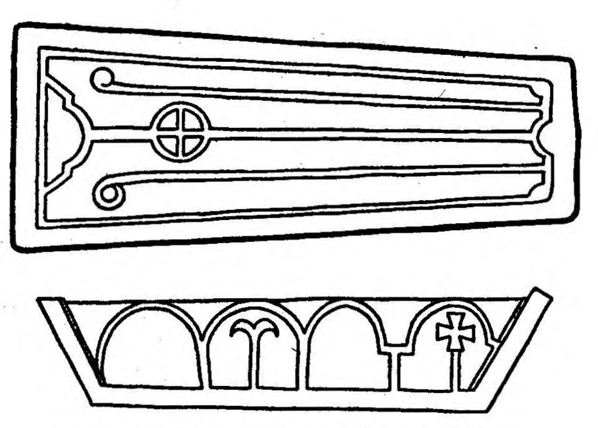
85. Bunsoh in Dithmarschen; endsteinzeitl.; nach Sprockhoff.

auf romanischen Türstürzen und Grabplatten verhältnismässig häufig wiederkehrt . . ." [1].
Ebenso gehört das Rad zum Umgang des Totenheeres. „Der ander ist auff einem Rade gebunden gelegen / vnd das radt ist von jm selbs vmbgelauffen" . . . „es sollen auch welche drunter seyn / die wie Ixion an grosse Räder gebunden seynd / und solche ohne Vnterlass herumb weltzen" [2]. Der mitteldeutsche Nachtsegen gebietet

> Wutanes her und alle sine man,
> di di reder und di wit tragen,
> geradebrecht und erhangen,
> in sult von hinnen gangen [3].

Damit werden zu den Gehängten, die dem alten Hängegott folgen, auch die durchs Rad Gerichteten gesellt, wobei nicht vergessen werden darf, dass jede Hinrichtung ehemals ein Opfer gewesen ist, weshalb ja auch Wode der Galgenherr und Hängegott werden konnte.
Vielleicht geht auf solche Überlieferungen die Volksmeinung zurück, dass während einer Beerdigung kein Rad sich drehen darf, weil sonst des

[1] Jung, a.a.O. S. 481. [2] Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I, 112. [3] Höfler, a.a.O., S. 117, Anmerkung 462.

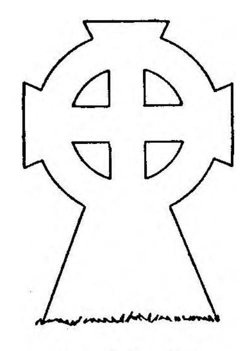


86. Rodenkirchen, mittelalterlich; nach Steilen.

Toten Ruhe gestört wird[1]. Diese Ansicht begegnet sich mit dem Volksbrauch, in den heiligen zwölf Nächten alles stillstehen zu lassen, was rund ist, und vor allem die Umdrehung oder Bewegung jeden Rades zu vermeiden. Da das Totenheer mit Vorliebe in den heiligen Zwölf umgeht, so ergibt sich auch da eine Verbindung.
In Eisenach wurde am Sonntag Lätare, dem Sommertag, das Radrollen begangen, „wobei man eine Strohpuppe, welche man den ‚Tod' nannte, an ein Rad band, anzündete und dies den Berg hinunterlaufen liess"[2]. Ähnlich wurden auf Sylt die Unterirdischen durch Feuer ausgerottet, indem man vor jeden Ausgang ein Wagenrad stellte und ihnen damit die Flucht vereitelte[3]. Dass auch das Wagenrad ursprünglich ein Radkreuz war, ergibt sich aus der Begründung, dass die Unterirdischen machtlos gegen Kreuze seien und die Radspeichen „ja viele Kreuze bilden"[4]. Es ist nicht ausgeschlossen, dass in dieser Sage unverstandene oder unverständlich gewordene Beziehungen bestehen zu dem Umstand, dass das Radkreuz an oder auf den deckenden Abschluss der Gräber gesetzt wurde; denn auch die Toten sind „Unterirdische"[5]. Eine solche Ver-

[1] Wuttke, a.a.O., S. 461, Ziffer 730. [2] Höfler, a.a.O., S. 118. [3] Müllenhoff, Sagen Märchen und Lieder, S. 337, Nr. CDLII. [4] Muus, Nordfriesische Sagen, S. 51. [5] Huth, Sagen, Sinnbilder und Sitten des Volkes, S. 46: „Diese Unterirdischen – das Volk der Zwerge – sind aber wahrscheinlich nichts anderes als Totenseelen".

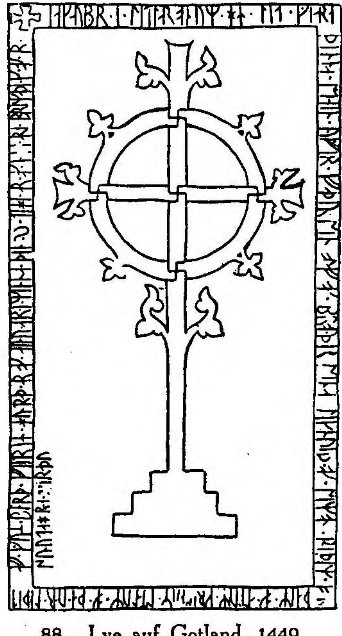
mutung würde gestützt werden durch den Umstand, dass die Verzierung recht oft innen angebracht, d.h. also dem Toten zugekehrt wurde, wie es z.B. bei dem Deckengewölbe des Theoderichsgrabes geschah, auf den Deckplatten der Bestattung Nicolaus I. im Dome zu Schleswig, dem Deckel des Steinsarges zu Rodenkirchen (Abb. 86), u.a. schliesslich auch durch die früheste Verwendung der Runen: „Norweger und Schweden brachten, gemäss ihrer in den Felszeichnungen verwurzelten Sitte, ihre ältesten Runeninschriften mit Vorliebe im Innern von Gräbern an, um den Toten dort zu bannen und jegliche für den Lebenden gefährliche Wiederkehr zu verhindern" [1].



87. Schweden. ohne Jahreszahl.

Im allgemeinen wird das Radkreuz als ein Sonnenzeichen erklärt, obwohl das in jedem Falle einer eingehenden Begründung bedürfte; ist doch nach dem Alwisslied der Edda sowohl die Sonne als auch der Mond „Rad" geheissen, so dass also ein Rad oder Radkreuz beides bedeuten kann (vgl. Abschnitt „die Gestirne") [2]. Richtiger scheint es deshalb, in Bezug auf seine Verwendung als Grabschmuck auszugehen von dem überlieferten Namen „Jahr" und das Radkreuz danach als Zeichen eines abgeschlossenen Zeitraumes, also Jahr = Leben zu setzen [3]. — Dass in das Bischofsgrab acht Radkreuze gemalt wurden, kann zurückgehen auf die aus dem nordischen Altertum belegte Acht-Jahrs-Frist, die im Jahre 1325 noch als gesetzliche Frist des westgotischen Landrechts vorhanden war [4]. Daneben besteht „die Vorherrschaft einer Achtjahrsfrist im gesamtnordischen

[1] Norden, Felszeichnungen und Runenschrift, S. 53. [2] Almgren, Nord. Felszeichnungen, sagt in Anm. 2 auf S. 31 allerdings schlichtweg und ohne nähere Begründung, dass „das Ringkreuz ja ganz einfach ein verchristlichtes Sonnenrad ist". HDA VII, 481, äussert sich unter Stichwort „Rad" vorsichtiger: „Jedoch vermögen diese stummen Zeugnisse trotz ihrer grossen Zahl nicht den Beweis für einen mit dem Rade verknüpften germanischen Sonnenkult zu erbringen." [3] „Die älteste Form des Jahressinnbildes, das Rad ...", Hahne, Totenehre, S. 37. — Die Steinkiste von Schkopau zeigt den Lebensbaum einmal aufrecht und das andere Mal umgekehrt, daneben ein Radkreuz. In den Runen- und den Bauernkalendern steht das Rad um Neujahr, d.h. zur Zeit der Jahreswende, woher sich das volkstümliche Verbot des Raddrehens in den Zwölften schreibt; die nach oben und unten gerichteten Baumzeichen merken in den Kalendern das Steigen und Fallen des Jahres an; insgesamt sollen Rad und Bäume vielleicht der Hinweis auf ein neues Leben oder kurzweg der Wunsch auf eine „fröhliche Urständ" sein. [4] Reuter, Germanische Himmelskunde, S. 491.



88. Lye auf Gotland, 1449.

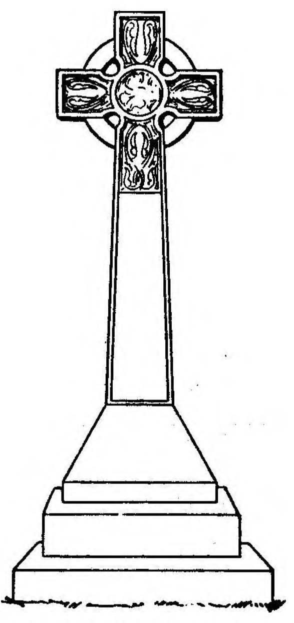
Volksgesang des Mittelalters, deren Spuren bis in die heidnische Thorsdichtung zurückzureichen scheinen"[1].

Jedoch steckt hinter dem Radkreuz als Grabschmuck mehr. „Wahrzeichen des Dingplatzes war ein steinernes Kreuz[2]. Auch die Marktkreuze, die sich zahlreich bis heute erhalten haben, sind ursprünglich Wahrzeichen der Gerichtsbarkeit und zeigen die einfache Form der Säule oder des Kreuzpfahls auf der Stufenpyramide. Dieses altgermanische Gerichtskreuz, der Galgen, ein Ausläufer der heidnischen Kultpfähle, ist zweifellos früh mit dem christlichen Kreuz vermengt worden, zumal beide als Grabmahl dienten. Die englischen Gelehrten ... halten sie ausnahmslos für christlich ... Aber schon ihr Äusseres spricht dagegen ... Es sind die typisch altgermanischen Band- und Tierornamente, die uns auf ihnen entgegentreten, die deutlich auf ehemalige Holzschneidetechnik hinweisen, und die Form des Kreuzes, zumeist die des Tatzenkreuzes, erinnert durchaus nicht an das Kreuz Christi. Fast überall ist ein Kreisring um die Arme des Kreuzes gelegt, es handelt sich also um ein Radkreuz ..."[3]. „Die Form des Kreuzes hat die Umdeutung in ein christliches Heiligtum erleichtert"[4]. „Es ist nun von wesentlichem Interesse, dass in England diese als Kultstätten dienenden Kreuze später oft durch Kirchen ersetzt sind. Wir erhalten damit einen wichtigen Fingerzeig für die Entstehung der Eigenkirchen. So wie das Ahnengrab und die damit verbundene Kult- und Gerichtsstätte ein Bestandteil der Herrenhöfe war, so hat der christlich gewordene germanische Edelherr nun auch die Kirche auf seinem Stammgut errichtet und die gleiche Herrschaft über sie ausgeübt,

[1] Reuter, a.a.O., S. 495. Vgl. auch Paulsen, Axt und Kreuz, S. 181, wo das mit dem Thorshammer „gleichbedeutende vierspeichige Rad" genannt wird. [2] Meyer, Das Handgemal, S. 49. [3] Meyer, a.a.O., S. 73 ff. [4] Meyer, a.a.O., S. 76.

dier er früher als Heide über die Kult- und Gerichtsstätte betätigt hatte. Der Besitz des Heiligengrabes in Gestalt des Altars ersetzt den des Ahnengrabes"[1] (Vgl. hierzu Abschnitt „Die Hand", Seite 123).

Von diesen Auffassungen her erklärt sich mutmasslich der Platz der Stiftergräber, die in der Regel vor dem Altar oder unter der Vierung angelegt wurden, d.h. an den Orten der Eidesleistung[2]. Bischof Nikolaus nun ist beigesetzt worden in der Läangsachse des Domes und unmittelbar vor dem Altar. Unter seinem Grabe wurde eine ältere Bestattung angeschnitten, die mit grosser Wahrscheinlichkeit als die des Bischofs Occo betrachtet werden darf[3]. Occo baute nach der Zerstörung von 1155 den Dom wieder auf. Unter Nicolaus wurde der Neubau der ums Jahr 1200 ausgebrannten Domkriche durchgeführt; ihm sind auch die Ausmalungen der Querschiff-Gewölbe zu danken. Es ist also wohl zu verstehen, wenn beide Bischöfe wie Stifter behandelt und ihre Gräber an ausgezeichneter Stelle angelegt wurden.

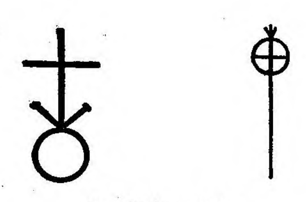


89. Brüssel. Grab eines englischen Geistlichen, 19.Jahrh.

Bei Nicolaus I. sprechen jedoch noch andere Dinge mit: er stammte aus dem Königshause und war also mit dem Stifter des Domes blutsverwandt; überdies war es sein Auftrag als Bischof von Schleswig, die königliche Herrschaft in diesem Landesteile zu vertreten und zu festigen, — ein Amt also weniger kirchlicher als vielmehr dynastischer und politischer Natur. Diese Zusammenhänge machen es begreiflich, dass man dem Toten nicht nur das Zeichen bischöflicher Würde, den Fin-

[1] Meyer, a.a.O., S. 77. [2] Vgl. hierzu die Eidesleistung, gemalt von Derick Baegert, um 1493. Ein Mann trägt eine kleine Stufenpyramide mit Kreuz herbei; ihm gegenüber steht, von Engel und Teufel beraten, der Eidespflichtige. — Zur Stufenpyramide als Herren- und Herrscherzeichen vgl. die Glasfenster mit den Königsbildern im Münster zu Strassburg. Der Reichsapfel, den sie in den Händen halten, ist eine goldene Scheibe, in welcher eine kleine Stufenpyramide mit dem Kreuze steht. [3] Hamkens, Zur Geschichte des Schleswiger Domes.

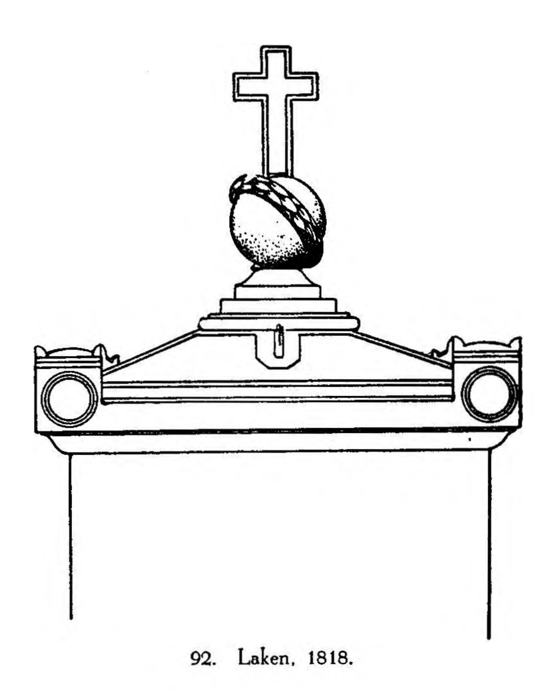
gerring, mitgab, sondern überdies das von ihm geführte grosse Siegel, wie auch das Secret, das Rücksiegel. Dieser Gebrauch war adlige Sitte und wurde nur bei dem Sippenhaupte angewandt, dagegen niemals bei Geistlichen [1]. Seine Anwendung auf Nicolaus stellt also eine nicht zu übersehende Ausnahme dar. Damit ist eine zwanglose Verbindung geschaffen zu den Gedankengängen, die die Umformung des Ahnengrabes zum Altar herbeiführten, und demgemäss dürfen die Radkreuze in dem Bischofsgrab (und in den von Nicolaus veranlassten Gewölbemalereien) als eine Spätform des Gerichtspfahls betrachtet werden.
Wie lebendig solche Zusammenhänge durch Jahrhunderte bleiben können, erweist auch die Abb. 88. Dieser Grabstein aus Wisby stimmt in seiner Zeichnung Zug um Zug mit einer Beschreibung überein, die die Notariatszeichen etwa des 14.—17. Jahrhunderts schildert: „Die andere Form aber stellt das Gerichts-Radzeichen auf der Stufenpyramide dar; auf einem Sockel von zwei bis vier Stufen erhebt sich eine mehr oder weniger hohe Säule, die entweder das Radkreuz oder ein daraus entstandenes rosettenartiges Gebilde trägt" [2], das in diesem Falle von den Lebensbaum-Vorstellungen beeinflusst wurde.



90. Laken, 1861.

91. Felszeichnungen am Krimhildenstuhl über Dürckheim; germanische Zeit.

[1] Ruppel, Die Hausmarke, S. 33. [2] Meyer, Das Handgemal, S. 121. Auch der romanische Grabstein von Wester-Welling in Jütland zeigt die Stufenpyramide mit dem Kreuz; die Runen-Inschrift nennt ihn als „Loddens Grab".

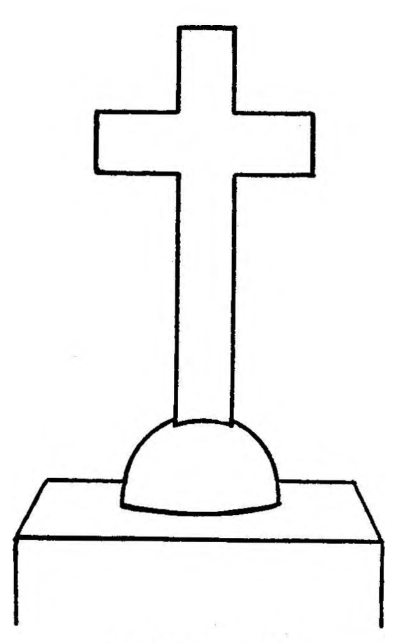


92. Laken, 1818.

DAS KREUZ AUF DER KUGEL

Abb. 16, 90—96.

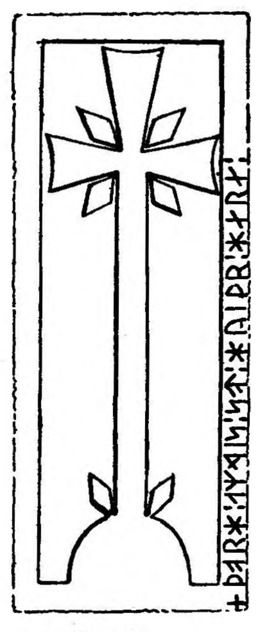
In Flandern und Brabant bildet das Grabkreuz öfters eine Sonderform aus: das Kreuz auf der Kugel.
Seine Anwendung ist nicht auf das Grabmal im engeren Sinne beschränkt; denn es findet sich auch im Schmuckaufsatz der Totenwagen. Die Abmessungen der Kugel sind verschieden; von der kaum faustgrossen Verdickung am unteren Ende des Kreuzpfostens bis zur mehrfachen Grösse des Kreuzes sind alle Abwandlungen festzustellen. Manchmal erinnert das Ganze an einen Reichsapfel.
„Am frühesten begegnet es uns bei den Merowingern im 6. Jahrhundert, und zwar tritt uns das Kreuz zunächst auf einer Kugel, dann über mehreren Kugeln, also wohl als Kreuz zwischen grossen Steinen, dann als Kreuz



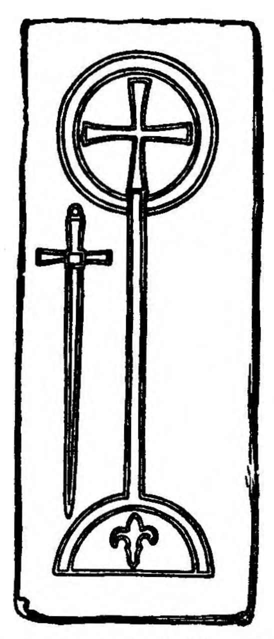
93. Göttingen, 1820.

im Steinhaufen und auf der Stufenpyramide entgegen"[1]. Dieses älteste Vorkommen des Sinnbildes weist auf den gleichen Raum, in dem es noch jetzt anzutreffen ist; denn das merowingische Reich nahm seinen Ausgang von Flandern und Brabant, und Doornik war einmal die Residenz der Merowinger. Wichtiger ist aber zweifellos der Umstand, dass das Kreuz auf der Kugel von allem Anfang an in Verbindung mit Tod und Begräbnis nachzuweisen ist, weil die Stufenpyramide letzten Endes eben wieder das Ahnengrab bedeutet. Mit anderen Worten gesagt: Das Kreuz auf der Kugel ist vor fast 1500 Jahren als Grabsinnbild in dem gleichen Gebiet nachweisbar, in dem es heute lebt.
In der Abwandlung auf Abb. 90 mag das Zeichen bei flüchtiger Betrachtung an die bekannten Darstellungen des Christenkreuzes mit den drei

[1] Meyer, a.a.O., S. 102. Das Grabmal Rudolfs von Schwaben im Dome zu Merseburg, um 1080, zeigt den Fürsten mit Zepter und Reichsapfel, der aber nicht von einem einfacher Kreuz bekrönt ist, sondern von einer kleineren Kugel, auf der das Kreuz steht.



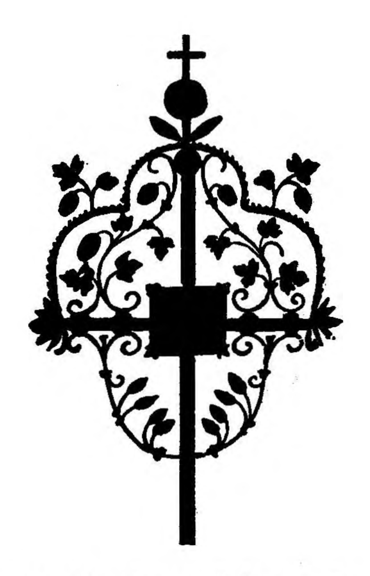
94. Thisted, um 1200; nach Jacobsen/Moltke.

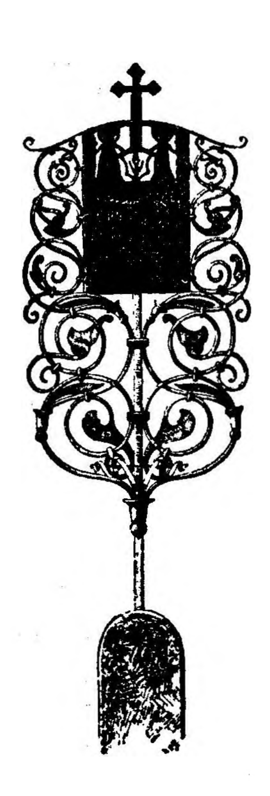


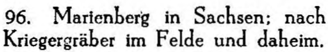
95. Isper in Niederösterreich; nach Jung.

Nägeln erinnern; erst genaueres Zusehen verrät, dass davon keine Rede sein kann. Es wäre wohl eher an den Lilienapfel im Welfenschatz zu denken, den das Arm-Reliquar des Hl. Sigismund in der Hand hält, oder an die Zeichnungen im Krimhildenstuhl zu Bad Dürckheim, die ihrerseits engste Formverwandtschaft zu den Sommerstecken aufweisen, die die Kinder herumtragen, wenn sie am Sonntag Lätare den Tod austreiben (Abb. 91).

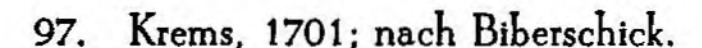
Jahreszeit, Brauchtum und Formgebung würden damit auf den Dreispross hindeuten. Es scheint so, als wenn wirklich hier die Lösung zu finden ist. Das schlichte Kreuz auf dem halbkugeligen Hügel, wie es 1820 in Göttingen gesetzt wurde, hat eine zahlreiche Verwandtschaft (Abb. 93). Der Runenstein von Thistedt bietet ein ähnliches Bild; nur wachsen aus dem Hügel noch zwei Blättchen zu den beiden Seiten des Kreuzholzes empor (Abb. 94). Dem geschmiedeten Grabmal von







96. Marienberg in Sachsen; nach Kriegergräber im Felde und daheim.

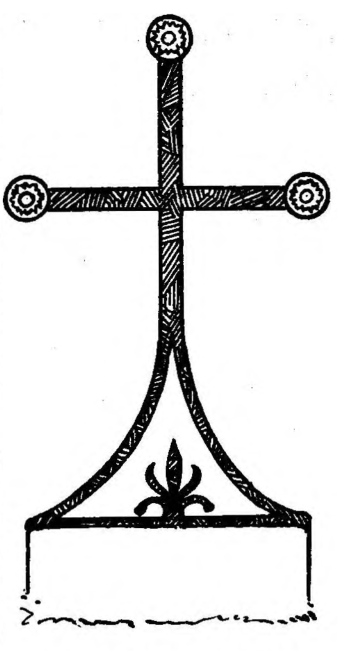


97. Krems, 1701; nach Biberschick.

Marienberg schliesslich entspriessen oberhalb des Schutzdaches zwei Blättchen, über denen die Kugel mit dem Kreuz steht (Abb. 96). Gelegentlich findet sich ein einfaches Kreuz, das von einer grünen Ranke umschlungen wird, die am Fusse des Kreuzstammes aus dem Boden wächst. — In allen diesen und ähnlichen Fällen darf wohl ohne weiteres das Kreuz dem dürren, absterbenden Baume gleichgesetzt werden, und entsprechend sind die Blättchen oder Ranken als Keim des künftigen Baumes zu werten. Manchmal steht an Stelle der Blättchen geradezu ein junger Trieb, der sich um den Kreuzesstamm rankt.

Dass eine solche Deutung nicht zu weit hergeholt ist, beweisen einige andere Grabmäler. Die mittelalterliche Steinplatte mit dem Radkreuz auf der Stange, die aus einem Halbbogen hervorgeht, hat zahlreiche Verwandte. Bei fast allen steht unter dem Halbbogen eine dreigeteilte

Figur, die ohne Mühe als Dreispross zu verstehen ist. Ganz deutlich wird diese Meinung ausgedrückt in dem Grabkreuz zu Hainichen, dessen Stamm unten aufgespalten wurde, damit Platz vorhanden sei für den jungen Keim (Abb. 98). In abgeschwächter Form bietet das kremser Denkmal dasselbe Bild: das bekrönende Kreuz ist durch das Schutzdach gewachsen und steht auf einem flachen Bogen, unter dem der Spross sichtbar wird (Abb. 97).



98. Hainichen, Anf. 19. Jahrh.: nach Stief.

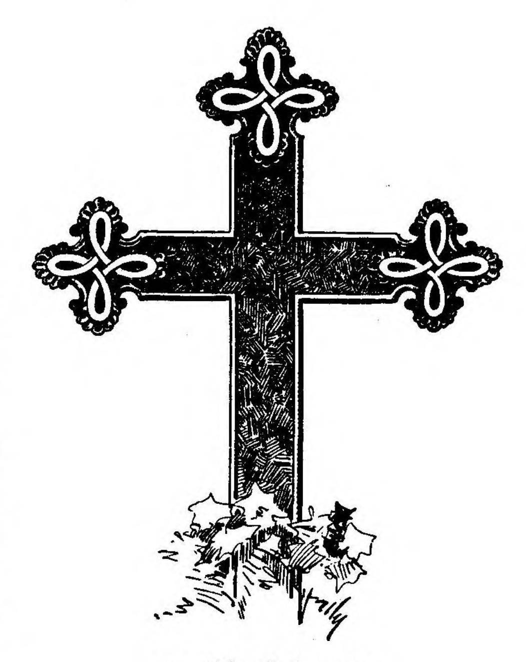
Deutlicher sind diese Zusammenhänge auf dem Grabstein von Wisby zu erkennen: Aus einem Hügel wächst der Baum, unten begleitet von zwei verkümmerten Blättchen und gekrönt mit einem mächtigen Kreuze. Am Fusse des Stammes, eben unter der Erdoberfläche, ruht in einem Halbrund der Keim (Abb. 44).

So weit gekommen, ist es an der Zeit, sich zu erinnern, dass auch der Bienenkorb als Grabhügel gedeutet wurde, und dass er in der Mehrzahl aller Darstellungen begleitet wird von zwei Blättchen oder Zweigen, in einem Falle sogar von dem sommerlich-winterlichen Astwerk.

Von dieser Seite her ergäbe sich eine Erklärung für das oft bezeugte Ineinandergehen von Grab und Fruchtbarkeitsbildern. Es kann dabei dahingestellt bleiben, ob man den Toten als einen solchen in den Berg gelegten Keim ansehen will, der eines Tages zu neuem Leben erwächst, — eine Meinung, die in der bekannten Geschichte vom Birnbaum des Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland in unverminderter Kraft sich regt.

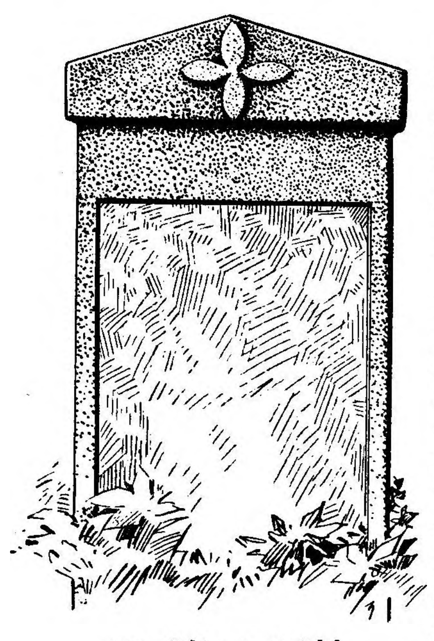
DER KREUZKNOTEN

Abb. 99–101.



99. Eckernförde, 1888.

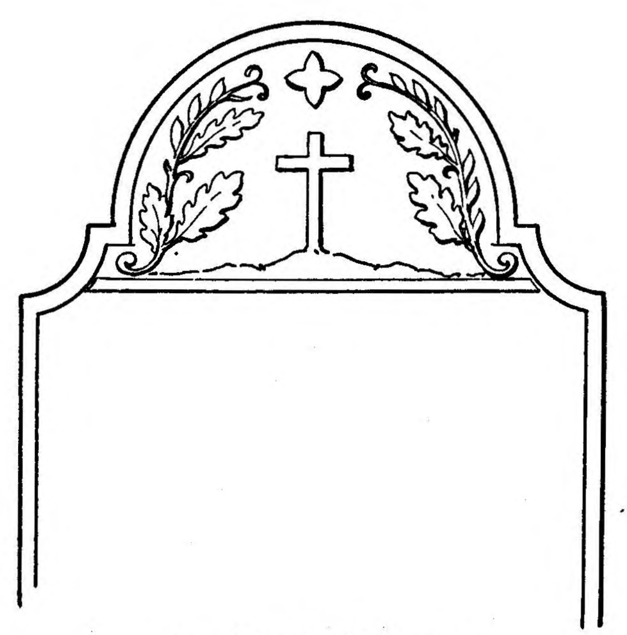
Eine Sonderform des Kreuzes zeigen eine Reihe Eisenkreuze in Eckernförde, deren Endpunkte einen Kreuzknoten aufweisen (Abb. 99).
Der Knoten ist schlechthin ein Zeichen, dem abwehrende und bindende Kraft zugesprochen wurde. Man kann damit Krankheiten festknoten und sich von ihnen befreien; durch die



100. Schleswig, 19. Jahrh.

Zeichnung eines Knotens am Scheunentor verwehrt man Hexen den Eintritt[1]; durch Knoten, die man in eine Weide macht, kann man einen Menschen töten"[2]. Der Knoten muss dabei im allgemeinen „auf eine bestimmte, meist kreuzförmige Weise geknüpft werden; auch bestimmte Zauberformeln sind damit verbunden"[3]. Umgekehrt darf der Verband bei einem Kranken „nicht mit einem Knoten zugeknüpft, sondern muss zugedreht werden, sonst bindet man die Heilung zu"[4]. Auch der Faden, mit dem das Totenhemd genäht

[1] Wuttke, a.a.O., S. 286, Ziffer 420. [2] Wuttke, a.a.O., S. 111, Ziffer 146. [3] Wuttke, a.a.O., S. 131, Ziffer 180. [4] Wuttke, a.a.O., S. 346, Ziffer 516.



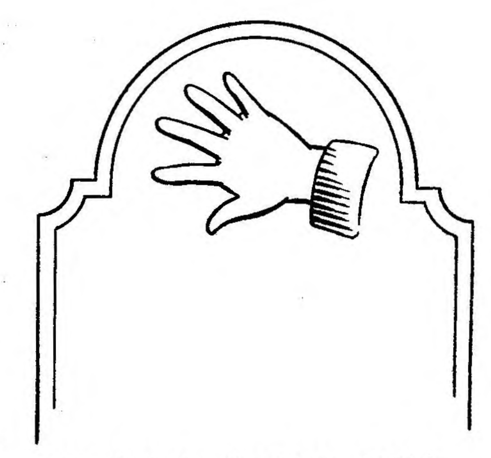
101. Süderende auf Föhr, 1867.

wird, darf nicht verknotet werden, weil sonst der Tote keine Ruhe findet [1]. In einem isländischen Märchen streicht ein Gespenst alles Leben einer Frau in ihren kleinen Finger, und nur dann ist sie wieder zum Leben zu erwecken, „wenn man den Faden, den ich ihr um den kleinen Finger gebunden habe, so vorsichtig löst, dass kein Tropfen Blut fliesst" [2].
Diese dem Knoten zugesprochene Kraft führte vielfach dazu, nach dem Versinken des alten Glaubens darin eine Abwehrmassnahme gegen den wiederkehrenden Toten zu erblicken. Tatsächlich aber ist „die vierfache Schleife... die Fessel, die den Tod, die dunklen Kräfte und Mächte, bindet und bannet" [3]. In ihr liegt eine „Bitte um neues Leben, um Wiedergeburt, im Sinne des Glaubens der ‚alten Zeit'" [4].

[1] Wuttke, a.a.O., S. 461, Ziffer 731. [2] Naumann, Isländische Volksmärchen, S. 226, Nr. 55.
[3] Wirth, Die heilige Urschrift, S. 780. [4] Wirth, a.a.O., S. 779.

DIE HAND

Abb. 85, 102–108.



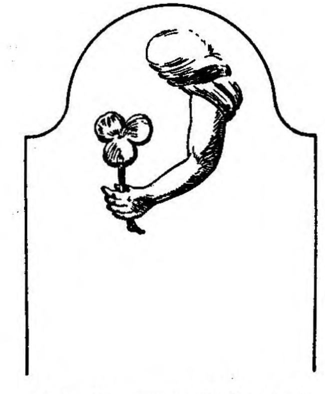
102. Bergkirchen, Kreis Minden, 18. Jahrh.; nach Langewiesche.

DAS Abbild einer Hand ist schon auf Gräben der jüngeren Steinzeit nachweisbar. So findet es sich z.B. auf dem Deckstein des Grabes von Bunsoh zusammen mit einem Radkreuz, zahlreichen schalenförmigen Vertiefungen und den Umrisszeichnungen eines Fusses (Abb. 85). Seitens der Vorgeschichtsforschung wird die Hand als ein Abwehrzeichen erklärt. Gaerte belegt für die bronzezeitlichen Felszeichnungen diese Annahme vielfach[1]. Die von ihm gebrachten Beispiele stellen zu den Handbildern mehrfach das Radkreuz, die Schuhsohle, sowie Punkte; es sind also im grossen Ganzen die gleichen Zeichen, wie sie schon der Stein von Bunsoh aufweist. Wolfgang Krause sieht „ein altes Abwehrsymbol (aus dem Bilde der Hand mit gespreizten Fingern entstanden wie auf dem Steine von Krogsta?)"[2].

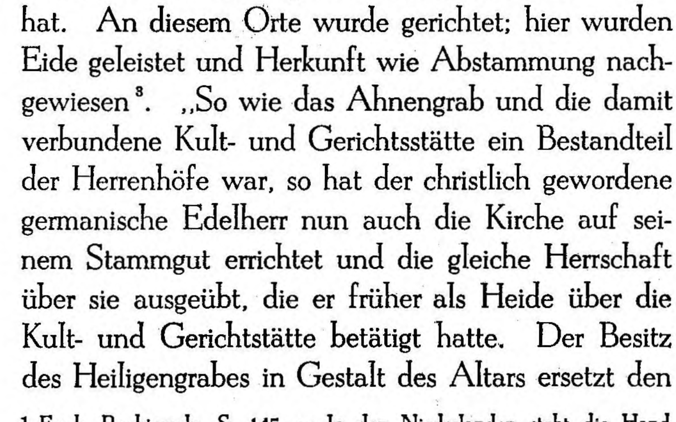
Im Mittelalter ist die Hand auf Kreuzsteinen, auf Markt- und Wegesäulen oder dergl. häufig zu finden. Eine nürnberger Verordnung nennt

[1] Gaerte, Altgermanisches Brauchtum, Abschn. 4: Der sog. „Handgott". [2] Krause, Runeninschriften, S. 448/449. — Aus eigener Beobachtung sei dazu bemerkt: In den Jahren nach der Inflation sollten auf der Insel Fehmarn, wie damals auch an vielen anderen Orten geschah, etliche Altertümer verkauft werden, um Geld in die leer gewordenen Gemeindekassen zu bringen. Die Gegenstände waren in einem Raume zusammengestellt, wo sie am anderen Morgen von den Kauflustigen vor der Versteigerung besehen werden konnten. Dabei geschah es, dass ein älterer Ortseinwohner, der gegen den Verkauf war, vor die Stubentüre in den weissen Sand, mit dem die Dielen bestreut waren, die nebenstehende Figur mit dem Finger einzeichnete. Das wäre also die gleiche runen-ähnliche Bildung, die Wolfgang Krause auf S. 425 zu dem Handsymbol stellt.

sie „mundattäfelein". „Die Darstellung der Muntattafeln geht auf die Strafe des Handabhauens bei Friedensbruch zurück, die in den Landfrieden dafür ausgesetzt war..."[1]. Es gehen aber auch Verbindungen herüber zu dem Handbilde oder dem Handschuh als dem Wahrzeichen verliehener Gerechtsame und Freiheiten, und dann bezeugte es den Schutz des Landesherrn und mündete damit in die Vorstellung des Abwehrens ein[2]. Jedoch ist der Inhalt des Handzeichens damit nicht erschöpft; es spielt vielmehr der Begriff des Handgemals hinein. Das Handgemal ist das Ahnengrab, aus dem sich die Stufenpyramide mit dem Pfahl, später dem Radkreuz entwickelt



104. Dornum in Ostfriesland, 1727; nach Steilen.



hat. An diesem Orte wurde gerichtet; hier wurden Eide geleistet und Herkunft wie Abstammung nachgewiesen[3]. „So wie das Ahnengrab und die damit verbundene Kult- und Gerichtsstätte ein Bestandteil der Herrenhöfe war, so hat der christlich gewordene germanische Edelherr nun auch die Kirche auf seinem Stammgut errichtet und die gleiche Herrschaft über sie ausgeübt, die er früher als Heide über die Kult- und Gerichtstätte betätigt hatte. Der Besitz des Heiligengrabes in Gestalt des Altars ersetzt den



103. Hasbergen in Oldenburg, Anfang 14.Jahrh.; nach Steilen.

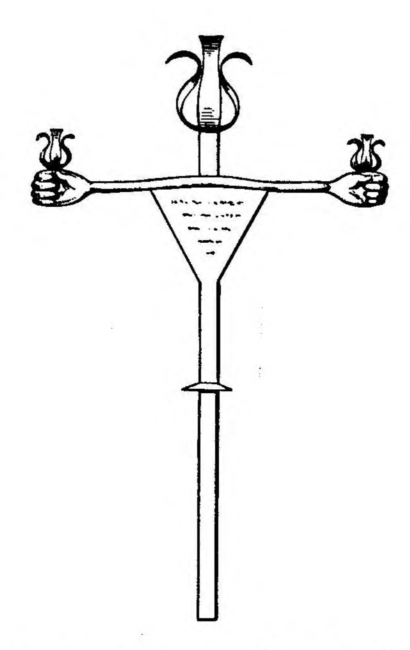
[1] Funk, Rechtsmale, S. 145. — In den Niederlanden steht die Hand manchmal als Giebelzier auf den Bauernhäusern. Die Deutung als ein „mooi vruchtbaarheidssymbool" ist jedoch nicht recht erweisbar: eine Erklärung „het kan ook de hand zijn die alle kwaad van huis en hof verwijderd houdt" hat mehr Wahrscheinlichkeit, besonders wenn die Hand auf der Schornsteinklappe angebracht wird, da ja Hexen, Zauberer usw. durch den Rauchfang aus- und eingehn sollen. Vgl. „Zinnebelden in Nederland", S. 141. [2] Nach dem Volksglauben kann ein König durch Handauflegen auch die schwersten Krankheiten heilen. Vielleicht steht hinter solchen Anschauungen ebenfalls der Glaube an die schützende, d.h. abwehrende Kraft der Hand; denn Krankheiten wurden und werden bis heute als menschliche Gestalten gedacht. [3] Vielleicht hängt es mit solchem Abstammungsnachweis zusammen, dass Adelsgräber auf den Denkmälern das Ehewappen oder gar einen ganzen Wappenstammbaum zeigen.



105. Cappel im Lande Wursten, 1684; nach Steilen.

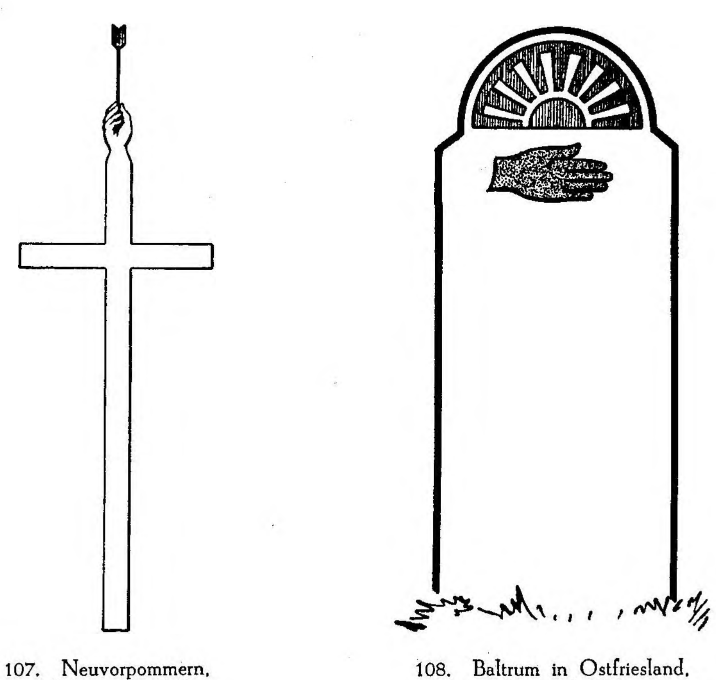
des Ahnengrabes"[1]. Abb. 103 zeigt oben das Wappen des Toten, unter dem sich eine Hand herausreckt und die Schwurfinger auf ein Spruchband legt, dessen Text lautet: *Hic jacet dominus Johannes de Siden rector huius ecclesiae et fundavit istud altare* = Hier ruht Herr Johannes von Siden, Vorsteher dieser Kirche und Stifter jenes Altares. In der knappen Form dieser Grabschrift wird deutlich der alte Edelherr vernehmbar, der in seiner Kirche herrschte und der an die Stelle des früheren Ahnengrabes den christlichen Altar gesetzt hat.
Abb. 105 führt die Bezeichnung Fauststein[2]. Ob die beiden Hände oder Handschuhe auf dem Vogel ein persönliches Wappenzeichen sind oder ob sie eine andere Bedeutung haben, ist nicht zu ermitteln. Die Namens-

[1] Meyer, ‚Handgemal, S. 77. — Für diese Entwicklung spricht auch der in Nordfriesland gebräuchliche Ausdruck für Kirchgang: „tu hove" zu gehen; er wird ausschliesslich in diesem Sinne verwandt. [2] Steilen, Grabmalkunst, S. 51, Nr. 10.



106. Kreis Demmin, 19. Jahrh.; nach Adler.

gebung lässt es als nicht ausgeschlossen erscheinen, dass hier ältere Überlieferungen bewahrt wurden.
In dem Kleeblatt, das die Hand auf Abb. 104 hält, ist wohl mit Recht der Dreispross zu erblicken.
Eine ähnliche Bedeutung hat möglicher Weise die Abb. 107, bei welcher der halbe Pfeilschaft sich vielleicht aus einem linear gezeichneten Dreispross entwickelt hat. Er kann aber auch zurückgehen auf die in S. 122, Anm. 2, erwähnte runen-artige Form, was dann eine Wiederholung, bezw. Verdoppelung des Handzeichens wäre, wie sie auch in Abb. 106 gegeben ist.
Im allgemeinen wird die Hand auf einem Grabstein schlechtweg ein Friedensgebot und zugleich Abwehr des Friedensstörers sein. Wer will, mag auch meinen, dass die abwehrende Bedeutung sich gegen den



107. Neuvorpommern, 19. Jahrh.; nach Adler.

108. Baltrum in Ostfriesland, ohne Jahr; nach Helmers.

„lebenden Leichnam", also gegen den hier bestatteten Toten wendete[1]. Erweisbar scheint mir eine solche Auffassung nur bei der Abb. 108, wo zur Hand eine Halbsonne gesetzt wurde. Da die Sonne den Unterirdischen feindlich ist und ihr Licht sie versteint, zu den Unterirdischen aber auch die Toten gehören, so könnten in diesem Falle Hand und Sonne zum Bann des Verstorbenen gebraucht worden sein. Mehr als eine Möglichkeit ist diese Annahme aber nicht.

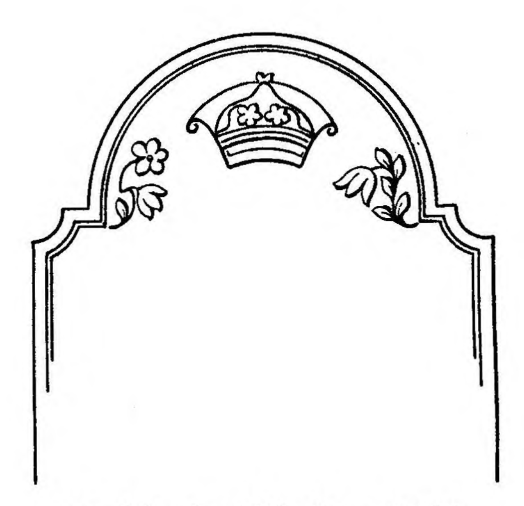
[1] In Deutschland, England und Schottland soll es früher üblich gewesen sein, unverheirateten Mädchen einen Handschuh mit ins Grab zu geben. In England ist es ferner Sitte, über den Grabmälern in der Kirche Handschuhe aufzuhängen. In St. James werden Handschuhe aus Papier auf das Grab gelegt. Schwineköper, Der Handschuh, S. 141—142. Das Alles will nicht recht zur Abwehr gegen den lebenden Leichnam passen. Eben so wenig stimmt es zu solcher Auffassung, wenn ausgerechnet bei Totenmessen und am Karfreitag als dem Todestage Christi der Priester die Pontifikalhandschuhe nicht trägt. Schwineköper, a.a.O., S. 33.

DIE KRONE

Abb. 105, 109–111.

AUF etlichen Grabsteinen sind Kronen abgebildet; doch scheint das vorzugsweise im friesischen Gebiet zu geschehen. Vielleicht stützt sich deshalb der Brauch auf das angebliche Friesenprivileg von 802, das „Pseudo-Carolinum", worauf auch die Kronen zurückgeführt werden, „welche auf Siegeln und Münzen von Häuptlingen Frieslands zwischen Ems und Weser zu Ende des 14. und während des 15. Jahrhunderts ... neben dem persönlichen Wappen des Siegelführers oder Münzherren erscheinen"[1], wie auch die Krone in Wappen, auf Siegeln, Kacheln, Stühlen, über Namenszügen und dgl. oftmals wiederkehrt, und wie sie noch heute im nordfriesischen Landeswappen steht. Ein Stein von Föhr-Süderende zeigt eine Krone, die aus zwei Blumen gebildet ist und von zwei weiteren Blüten begleitet wird, deren eine abzuwelken scheint (Abb. 109). Hier wäre zunächst daran zu denken, dass „die Bezeichnungen ‚Kranz' und ‚Krone' sich nicht scharf trennen lassen, wie ja das heimische und das Lehnwort zunächst die gleiche Bedeutung haben. Nicht immer muss eine Krone die Gestalt der Bügelkrone haben, oft ist es ... nur ein Kranz von besonderer Kunst und besonderer Bedeutung. Bei Berichten werden mitunter im selben Satz die Ausdrücke ‚Kranz' und ‚Krone' für das gleiche Gebilde gebraucht"[2]. Zur Erklärung des Sinnbildes bietet sich ein Erntebrauch, bei dem jeder Schnitter eine Feldblume in den Erntekranz steckt; „welkt eine ungewöhnlich rasch, so wird ihr Spender noch im selben Jahre sterben"[3]. Es ist jedoch auch

[1] Sello, Oestringen und Rüstringen, angeführt nach Hans Popken in „Niedersachsen" 1932, S. 542.
[2] Jarosch, Erntebrauch und Erntedank, S. 57. [3] Jarosch, a.a.O., S. 57.



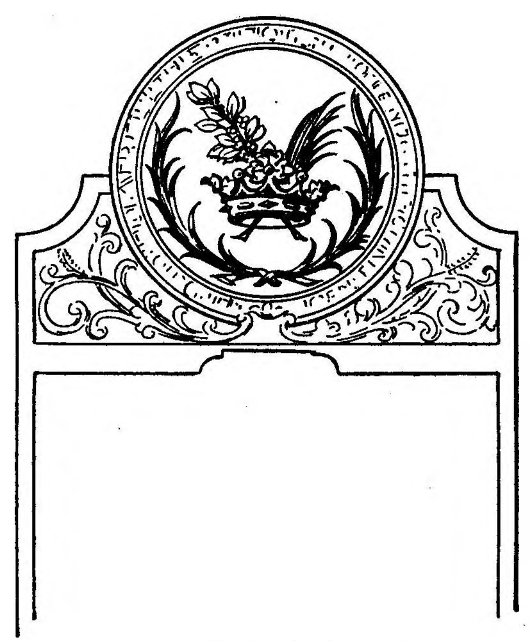
109. Süderende auf Föhr. Anfang 19. Jahrh.

möglich, dass die beiden äusseren Blüten die Eltern darstellen, von denen dann der Mann schon gestorben wäre (Tulpe), und die Blumen in der Krone die Kinder (vgl. unten); aus der stark verwitterten Schrift lässt sich leider nicht viel darüber entnehmen.
Dieselbe Gleichsetzung von Kranz und Krone muss auch vorgenommen werden bei einem Grabmal aus Nieblum. Dort sind durch einen Kronreif der belaubte und der dürre Zweig gesteckt; unter ihm erscheint noch einmal der Kranz, und um die Gesamtdarstellung läuft ein teilweise zerstörtes Spruchband mit der Inschrift

Ein Öl- und Palmzweig durch eine Krone
.... kan sie gnugsam loben.

Das Denkmal wurde gesetzt für ein 23-jähriges Mädchen (Abb. 110), und die Krone ist demnach nichts anderes als die „Jungfernkrone, die man sonst auf die Särge unverehelichter Personen zu legen pflegte"[1], d.h. der Brautschmuck, den es im Leben nicht hat tragen können.
Die Brautkrone wird im allgemeinen als Zeichen der Jungfräulichkeit betrachtet und in dieser Bedeutung abgeleitet von der Krone Marias

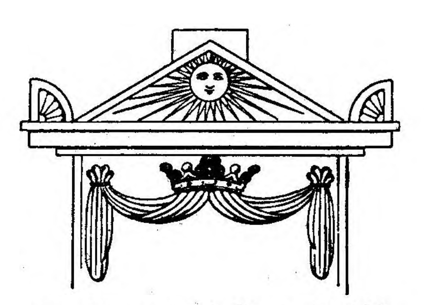
[1] Buchner, Religion und Kirche, S. 92, Ziffer 131. Diese Notiz aus der berliner „Vossischen Zeitung" Nr. 111 von 1784 gibt ein Verbot der Totenkronen in Oesterreich wieder.



110. Nieblum auf Föhr, 1724.

Geschichtlich ist das jedoch unmöglich; denn die Brautkrone ist bezeugt, ehe Maria mit ihr dargestellt wurde und ehe die Vorstellungen, die mit der Jungfrauenkrone verbunden sind, im Marienglauben bei uns lebendig waren[1]. Und „wenn der Brauch von der Kirche ausginge, so wäre nicht verständlich, warum er im wesentlichen auf germanisches Gebiet beschränkt ist und auf Länder, die im Ausstrahlungsgebiet germanischer Kultur liegen"[2]. Vielmehr muss die Brautkrone aus dem germanischen Kreise her erklärt werden: „Braut und Königin sind eins beim

[1] Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche, S. 52. [2] Fehrle, a.a.O., S. 51. — Einen hierher gehörigen Fastnachtsbrauch schildert Deecke, „Lübische Geschichten und Sagen" Nr. 84: „Item mit den Blinden ist auch bis anno 1572 der Gebrauch gewesen, dass alle Jahre kurz vor Fastelabend ihrer 3 oder 4 hintereinander, von einem sehenden Jungen geführt, in die Bürgerhäuser gegangen, mit seltsamen Hüten auf dem Kopf, die mit grünen Hülseblättern zugerichtet, als ob es Kronen gewesen; dabei haben sie merkliche heidnische Gesänge gesungen. Dann hat man ihnen geschenkt und ein oder zwei Schilling zu vertrinken gegeben. Weil es aber ein altes heidnisches Thun gewesen, ist es von einem Rath verboten und in selbigem Jahr abgeschafft worden". — Der Brauch ist eine Abwandlung der auf Seite 42 ff herangezogenen Streitgespräche zwischen Sommer und Winter, auf die sich wohl auch die „merklichen heidnischen Gesänge" beziehen. Beachtenswert ist die Kronenform der Kopfbedeckung, die ähnlich heutzutage z.B. noch der Läufer von Spergau trägt.



111. Hoyer in Nordschleswig. 18. Jahrh.

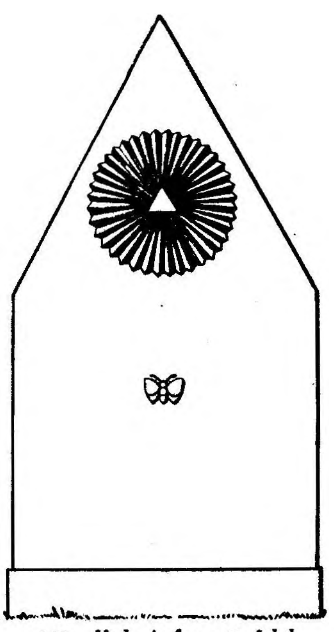
Maibrauch ... Im Verlaufe der Zeit wurde diese deutsche Maikönigin zurückgedrängt durch die christliche Himmelskönigin Maria, die gerade im Mai als Königin gefeiert wird" [1]. — Auch der Vers auf dem nieblumer Grabstein verrät nichts Christliches, so dass selbst die farblose Deutung auf die „Krone des Lebens" ausser Betracht bleiben muss, zumal die fragliche Bibelstelle (Offenb. Joh. 2, 10) in ihrem Zusammenhang gar keine Beziehung zu Grab und Tod im engeren Sinne hat.
Im allgemeinen wurden die Totenkronen den unvermählt Gestorbenen aussen auf den Sarg gestellt, ihnen aber auch als Kopfschmuck mit in den Sarg gegeben [2]. Später verflachte der Brauch; sei es, dass er nur noch bei Kindern angewandt wurde [3]; sei es, dass er zur allgemeinen Geltung gelangte und die Totenkrone bei jedem Begräbnis in Erscheinung trat, worauf dann regelmässig die Verbote der Behörden und Stadtverwaltungen gegen allzu grossen Luxus auch diese Totenkronen behandelten [4]. (Beim Neubau der Heizung im schleswiger Dome wurde Anfang des Jahres 1939 u.a. eine Bestattung aus dem 17. Jahrhundert angeschnitten, in deren vermorschtem Sarge ein Kronreif aus Messing über der Stirn des Schädels lag). — „Oft sind es Kronen in drei verschiedenen Farben, die dem Verstorbenen auf den Sarg, ins Grab gelegt werden" [5], so wie die

[1] Fehrle, a.a.O., S. 52. [2] Warncke, Totenkronen in Lübeck und Lauenburg, in „Die Heimat" 1939, S. 83 ff. — Hahne, Totenehre im alten Norden, bringt S. 32 eine gute Abbildung von Gräbern mit Totenkronen und den sog. Fackeln, die den Burschen gesetzt werden. Vielleicht ist die häufige Verwendung der verlöschenden Fackel, die aus der antiken Welt auf die Grabmäler gekommen sein soll, von jenen her zu erklären. Spiess, Bauernkunst, S. 179, bringt solche „Fackel"-stäbe auch als für Jungfrauen bezeugt und setzt sie in Verbindung mit dem Hochzeitsbaum. [3] Mensing, S.-H. Wörterbuch, I, 762, Stichwort „Doodenkron". [4] Warncke, a.a.O. [5] von Spiess, Bauernkunst, S. 178.

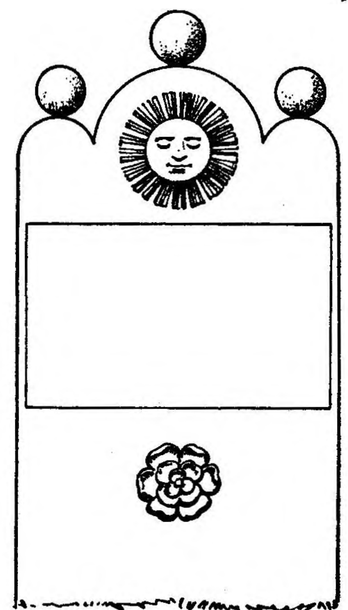
erste Erwähnung der Totenkronen bei der Bestattung Frauenlobs berichtet, dass dessen Bahre mit drei Kronen von weisser, roter und blauer Farbe geschmückt war [1].

Einen wertvollen Hinweis auf den Sinn der Krone gibt eine alchimistische Handschrift des 16. Jahrhunderts, die den Kronreif um den Stamm des Lebensbaumes setzt, ihn damit umhegend [2]. Denn der Begriff des Hegens und Schützens scheint ursprünglich mit der Krone verbunden zu sein, bis sie allmählich nur mehr Abzeichen fürstlicher Würde und Herkunft war. Im wesentlichen unverändert blieb ihr Sinn in den eingangs erwähnten bäuerlichen Kronen, die die Freiheit der Landschaft und ihrer Bewohner bezeugten; unverändert blieb auch die „Krone freygebohrner Bräute" [3] die der jungen Frau sinnbildlich die Herrschaft im Hause gab. Damit erklärt sich die immer wieder auftauchende Verwendung der Krone bei jedem Begräbnis (als einem Zeichen der Freigeborenen) und auch die engere Sitte, die sie als Abzeichen der Jungfräulichkeit nur den Unverehelichten zusprach.

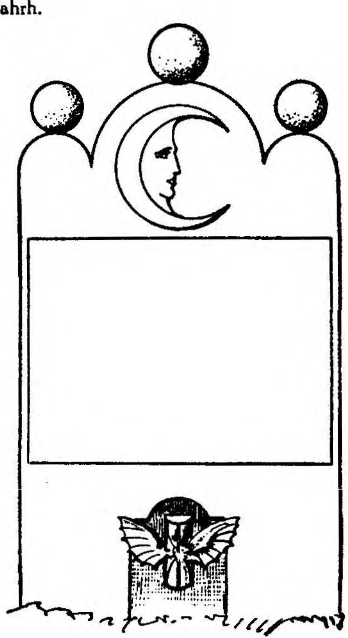
[1] Spamer, Sitte und Brauch in „Handbuch der deutschen Volkskunde" II, 193, dort auch Abbildungen von Totenkronen. [2] Hartlaub, Das Geheimnis der Wandlung, in „Atlantis" 1931, S. 690, Abb. 4. — Von den beiden Männern neben dem Lebensbaum hat der linke den dürren Zweig in der Hand; dem rechten Manne wird der grüne eben zugereicht. [3] Möser, Patriotische Phantasien, II, 61.



112. Kiel, Anfang 19. Jahrh.



113. Kirchhammelwarden. Niederweser, 1738; nach Steilen.



114. Kirchhammelwarden; Rückseite von 113.

DIE GESTIRNE

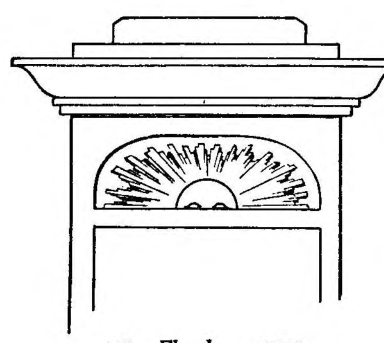
NICHTS vermag die Gleichsetzung von Zeitablauf und Leben so deutlich zu machen, wie die Verwendung der Gestirne als Grabsinnbild es tut. Zahlreiche Steine sind mit Bildern von Sonne, Mond und Sternen verziert, — teils einzeln, teils in Gruppen oder mit anderen Zeichen gemeinsam.
In neuerer Zeit treten die Sonnen zurück; der Mond ist schon seit längerem verschwunden, und nur die Sterne beherrschen noch immer ihr Feld.

DIE SONNE

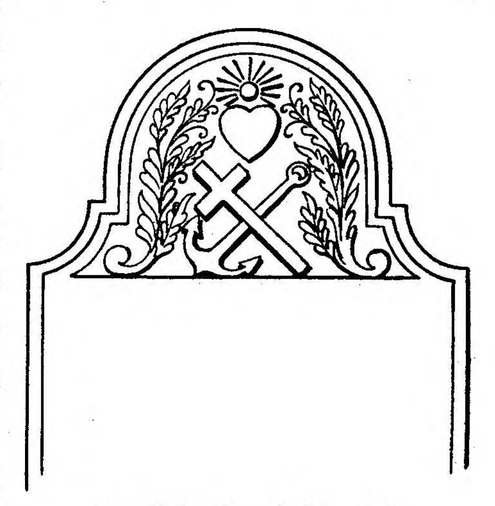
Abb. 71, 73, 108, 111—113, 115—118.

Die häufigste Darstellung der Sonne zeigt sie auf- oder untergehend. Sie wird teilweise aufgefasst als ein Abbild des versinkenden Lebens, anderenteils wiederum als ein Zeichen des in die Ewigkeit eingehenden Christenmenschen. Diese letzte Auffassung überwiegt heute wohl, wie sich auch schon daran erweist, dass das Dreieck als das „Auge Gottes" mehr und mehr in die Sonnenscheibe gesetzt wird. Eine Ableitung jenes Gottes-Auges vom einäugigen Wodan her, dessen eines Auge eben die Sonne sein soll, ist schwer möglich. Es sind wenig Anhaltspunkte dafür vorhanden[1], und die älteren Grabsteine bringen die Sonne durchweg mit zwei Augen (Abb. 111, 113, 115).
Als Wechselform der Sonne erscheint ab und an eine Blume mit 12 Blü-

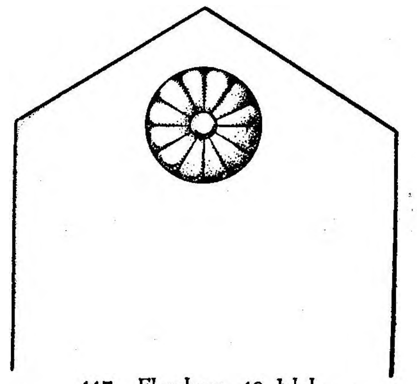
[1] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, S. 17, Ziffer 15.


115. Flensburg. 1818.

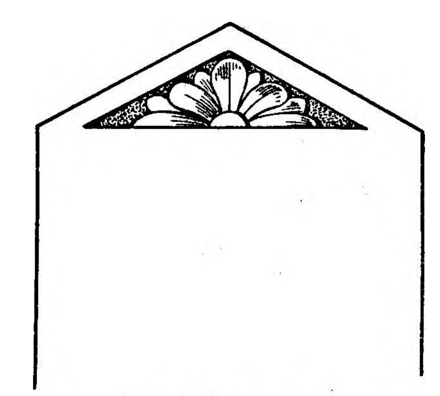
tenblättern (Abb. 117), und die untergehende Sonne wird angedeutet durch die halbe Blume (Abb. 118).
Eine eigenartige Entwicklung der Sonne zeigt die Glaube-Liebe-Hoffnung-Gruppe auf den föhringischen Friedhöfen. Am Anfang steht die gewohnte Zusammenstellung von Kreuz, Herz und Anker; danach bekommt das Herz ein Flämmchen, das in der weiteren Entwicklung von einem Strahlenkranze umgeben wird. Am Ende steht dann die Gruppe für sich; das Flämmchen dagegen hat sich losgelöst und ist zur strahlenden Sonne geworden (Abb. 116).
Im plattdeutschen Märchen ist eine weitere Sonderform zu beobachten. Da braucht ein König drei Äpfel, um gesunden zu können (vgl. „der Apfel", Seite 64). In dem Garten nun, aus dem die Früchte geholt werden sollen, gibt es Äpfel wie die Sterne; sie wenden sich weg vom Pflücker und er kann sie nicht erlangen. Andere sehen aus wie der Mond und beugen sich der pflückenden Hand entgegen; aber auch sie sind nicht zu erreichen. Auf einem einzigen Baume jedoch wachsen Äpfel, die sehen aus wie die Sonne und halten still; das sind die rechten[1].
Eine Verbindung von Sonne und Tod ist unmittelbar kaum herzustellen und wird dem Empfinden stets genau so widersprechen wie etwa ein Totenfest im Frühjahr.


116. Süderende auf Föhr. 1918.

[1] Meyer, Plattdeutsche Volksmärchen und Schwänke, S. 120, „Hans un de Königsdochder". Bezeichnend, dass Hans nach Osten reiten muss, also der Sonne entgegen. Auffällig ist auch der Zug, dass er bei der Ueberfahrt über den Grenzstrom das Boot verlassen haben muss, ehe es ans andere Ufer stösst.



117. Flensburg. 19. Jahrh.



118. Schleswig. 1837.

Folgerichtig tötet oder versteint die Sonne allein durch ihren Anblick die Unterirdischen, unter denen meist das Zwergenvolk verstanden wird, wozu aber streng genommen auch die Toten gehören, die im Grabe, d.h. unter der Erde sind, weshalb sie ja auch nur zur Mitternacht umgehen dürfen. — Es ist deshalb eine Frage, ob die Sonne auf den Grabsteinen ursprünglich wirklich als Sonne gedacht war. Dass Dinge zur Sonne umgedeutet wurden, die tatsächlich nichts mit ihr zu tun haben, zeigt u.a. ein Steinbild an der Pfarrkirche in Obermais bei Meran. Darauf sind zwei Gesichter abgebildet: eines menschlich glatt, das andere über und über behaart, mit Tatzen darunter. Sie werden als Sonne und Mond gedeutet; aber es ist zu vermuten, „dass sie beide den Mond darstellen sollen, in den zwei Stufen des Vollmondes und des Neumondes"[1]. Abb. 113 und 114 zeigen auf Vorder- und Rückseite eines Steines Sonne und Mond. Bei der Sonne steht eine Rose mit 13 Blättern, die also mehr auf die dreizehn Mondmonate deutet als auf das zwölfgeteilte Sonnenjahr.

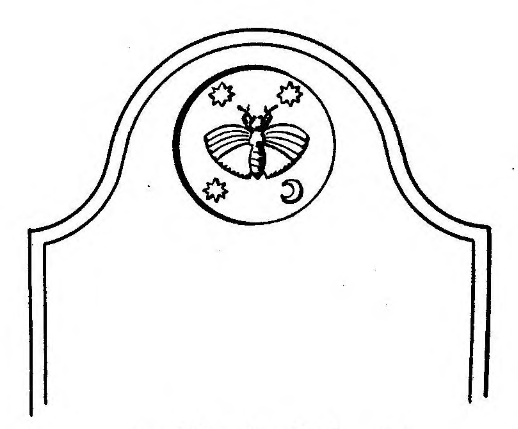
[1] Jung, Germanische Götter und Helden ... S. 302. — Auf dem Grabstein von Nebel wächst aus einem von Pfeilen durchbohrten Herzen der Lebensbaum, zu dessen Seiten der volle und der abnehmende Mond stehen. Das ist eine merkwürdige Gleichläufigkeit zu den Kreuzigungsbildern, bei denen Maria unterm Kreuz ein Schwert „durchs Herz" geht, während zu den Seiten des Kreuz-Lebensbaumes Sonne und Mond stehen. Es ist die Frage, ob nicht auch hier ursprünglich wie auf jenem Grabmal die beiden Phasen des vollen und des schwindenden Mondes gestanden haben. Ein Tragaltar im Victoria and Albert-Museum in London zeigt jedenfalls statt Sonne und Mond zwei Mondsicheln bei der Kreuzigung. (Abb. 35 in Habicht, Niedersächsische Kunst in England, Hannover 1930). L'imagerie italienne zeigt auf S. 5 eine Abb. der „Madonna del Fuoco". Rechts neben dem Kopfe der Madonna steht der Mond in der üblichen Darstellung als Scheibe mit Sichel, jedoch von langen Strahlen umgeben, auf der anderen Seite dieselbe Scheibe mit den gleichen Strahlen aber dunkel.

DER MOND

Abb. 32, 114, 119, 120.

Ein Grabstein von Föhr-Süderende bringt einen Schmetterling, der von drei Sternen und dem zunehmenden Monde umgeben ist (Abb. 119). Die Darstellung steht, soweit sich übersehen lässt, allein; sie gibt aber den Schlüssel zur Erklärung des Mondes als Grab- und Totensinnbild. „Da sich nach dem Mondwechsel, der augenfällige Wochen darbietet, die Zeit leichter als nach der Sonne berechnen lässt, so scheinen unsere Ahnen neben dem Sonnenjahre für den gemeinen Gebrauch ein Mondjahr gekannt zu haben"[1]. „Soviel wir heute sehen können, ist der Aufbau des Monates von der Tarnzeit, d.h. von jener Zeit ausgegangen, während welcher der Mond am Himmel nicht leuchtet. Sie beträgt, rund gerechnet, drei Nächte. Bei dieser Gelegenheit sei darauf verwiesen, dass die arischen Völker ursprünglich nicht nach Tagen, sondern ihrem Kalendergestirne entsprechend durchwegs nach Nächten rechneten. Alle Feste sind ursprünglich nächtliche Feiern. Durch die dreinächtige Frist ist der Anfang einer Gliederung gegeben. Einer kurzen Dunkelzeit von drei mondlosen Nächten steht eine längere Anzahl monderhellter Nächte gegenüber. Mit der von der Tarnzeit abgenommenen Dreizahl mass man die helle Frist und musste finden, dass sie in ihr neunmal enthalten ist... Man liess die Neunerfristen dreimal aufeinander folgen... Unterstützt wurde dies vielleicht durch die bildhafte Anschauung, nach der der Mond in drei Gestalten erscheint, als neue Lichtsichel, als Vollmond und als ersterbende Lichtsichel"[2].

[1] Grimm, Deutsche Mythologie, S. 425. [2] von Spiess, Deutsche Volkskunde..., S. 135. Vgl. hier auch die Daten der Hl. Kunigunde Anm. 4 auf S. 56. — Weinhold, Brauch und Glaube, S. 15: Wir gelangen damit zu der Wahrnehmung, dass die Germanen ein Sonnenjahr hatten, das sie mit dem Mondjahr zu verbinden suchten, indem der Anfang und wahrscheinlich noch andere Punkte von Monderscheinungen bestimmt wurden. — a.a.O., S. 21: Vafthrudnirs Worte: Neulicht und Mondabnahme (ny ok nid) schufen die förderlichen Gottheiten den Menschen zur Jahrzählung. — Jung, Germ. Götter und Helden, S. 468, erwähnt einen Merkzettel für die Beichte aus dem Jahre 1468, auf dem es verboten wird, zum Neumond zu beten. — Ebenda, S. 21 wird „die heraldische Lilie ein sehr verbreitetes, vorchristliches und christliches Heilszeichen, das wahrscheinlich ursprünglich die drei Mondstufen bedeutet", genannt. Damit gewönne die Abb. 120 eine besondere Bedeutung; denn da Stief, Heidnische Sinnbilder, die Blüte am oberen Kreuzarm als Lilie deutet,

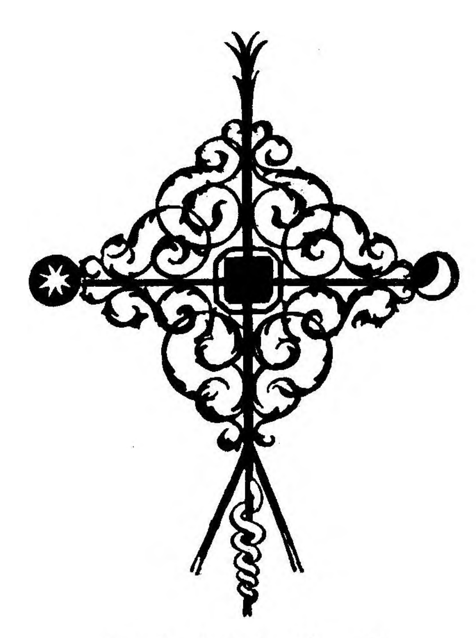


119. Süderende auf Föhr. 1851.

Die wechselnde Gestalt des Mondes, deren Wachsen und Schwinden innerhalb weniger Wochen beobachtet werden konnte, war ja auch weitaus geeigneter zum Zeitmesser als der Jahreslauf der Sonne, der erst durch die Mondbewegungen gegliedert wurde. Wie dann allmählich das Sonnenjahr als die höhere Einheit sich durchsetzte, so wurden die Vorstellungen vom Mondwechsel und -umlauf auf die Sonne übertragen; ein Vorgang, der wahrscheinlich in die Zeit gehört, in der der Ackerbau begann. Trotzdem aber ist bis heute ein grosser Teil der Jahresrechnung nach dem Monde geregelt, insoferne, als der Frühlingsvollmond die Ostertage bestimmt, und nach diesen fast alle anderen Feste und Sonntage festgelegt werden. Die einzige Ausnahme macht Weihnachten, dessen Name aber verrät, dass es einst ebenfalls vom Monde abhängig war, was bis in die ausgehende germanische Zeit zutraf [1]. Alle diese grossen Feste des Jahres, — Ostern, Pfingsten und Weihnachten —, umfassen noch jetzt zwei Feiertage, d.h. mit dem vorangehenden „heiligen Abend" drei Nächte.

Die Beobachtung lehrte, allein schon durch die Umkehrung der Mondsichel, dass nach den drei Dunkelnächten der gleiche Mond leuchtete, der in ihnen verschwunden war. So lag es nahe, auch für den Menschen

träte somit zu den Abbildungen von Mond und Stern auf den wagerechten Kreuzbalken der Hinweis auf den Umlauf des Mondes. [1] Reuter, Germanische Himmelskunde, S. 495 ff. „Die heidnische Julbestimmung".



120. Gundorf; ohne Jahreszahl; nach Stief.

Ähnliches anzunehmen, wenn der grosse Unbekannte, — der Tod —, sein Leben endete. Vor hier wird die dreitägige Frist vom Tode bis zur Bestattung, weiter die Meinung von der Auferstehung innerhalb dreier Tage ihren Ausgang genommen haben. Nicht, dass man Gleichnisse zwischen Kalender und Menschenleben konstruierte; „es liegt hier vielmehr die den gebildeten Städtern zunächst unverständliche Tatsache vor, dass die drei Bereiche der ungeschichtlichen Überlieferungswelt, Saggut, Zeitordnung und Brauchtum, ursprünglich eine untrennbare Einheit bildeten" [1].

Bestätigt wird eine derartige Annahme durch die Tatsache, dass bis zur christlichen Zeit auf den Neumond nach der Wintersonnenwende in Germanien ein Totenfest begangen wurde [2], d.h. also, dass die drei

[1] Spiess/Mudrak, Deutsche Märchen — Deutsche Welt, S. 216. [2] Reuter, a.a.O. — Vgl. auch Schöll, Die drei Ewigen, S. 91: „dieses zu dem Mond in so enge Beziehung gebrachte Mittwinterfest aber war ein Totenfest". Freilich unterläuft ihm dabei der Fehler, dass er Totenfest, Mittwinter und

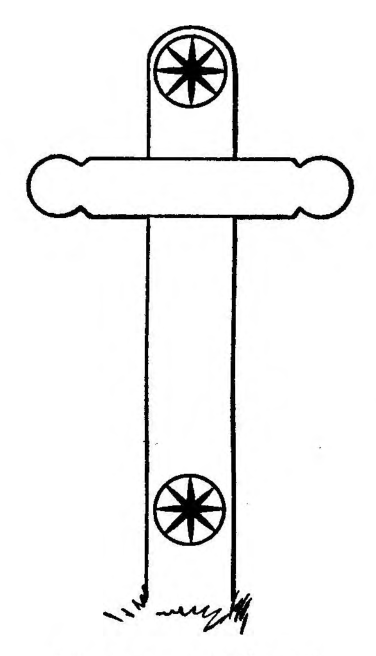
Schwarzmondnächte den Toten gehörten. Ähnlich bringt auch das Märchen die Dunkelnächte in Zusammenhang mit der Totenwelt: da erwerben vier Männer den Mond und verfügen, dass bei ihrem Tode je ein Viertel ihnen in den Sarg gegeben werden soll. Als das letzte Viertel mit dem vierten Mann begraben worden ist, — also auf Erden Neumond herrscht —, da werden die Toten wieder zum Leben erweckt[1]. In der Sage vom Schiffer, der die Toten nach „Engelland" fährt, ist die Überlieferung nicht ganz ungetrübt; denn sie lässt die Überfahrt bei Vollmond geschehen; aber als die Toten kommen und ins Schiff steigen, da „verdunkelte sich der Mond"[2]. Dass schliesslich letzten Endes das Totenschiff selbst nur die Mondsichel sein kann, geht aus dem Sprachgebrauch hervor, wonach der Mond „seilt" (= segelt) oder „to Boot föhrt" (= mit dem Boot oder als Boot fährt)[3].
Auch die an der ganzen Nordseeküste umgehende Weisheit

En Minsch kummt mit de Floot
Mit leeg Water geiht he dood

bringt letzten Endes Mond und Menschenleben zusammen; denn Ebbe und Flut sind Erscheinungen, deren Abhängigkeit vom Monde jedem Küstenbewohner von früh auf geläufig und selbstverständlich ist[4]. Entsprechend geht auf Sylt die Sage, es sei der Mann im Mond ein Riese, der zur Flutzeit Wasser auf die Erde giesst und während der Ebbe sich ausruht, so dass das Wasser wieder ablaufen kann[5].
Nach dem Volksglauben bringt es den Tod, wenn im Mondschein gesponnen wird; denn die Leinwand aus solchem Gespinst wird das eigene Leichentuch, und wer bei Mondschein näht, näht sich das eigene Sterbehemd[6]. Stirbt der Hausvater bei abnehmenden Monde, so ist zu

Julfest als Einheit sieht, während in Wirklichkeit das Julfest von dem Totengedenken abgetrennt werden muss; es ist an den Neumond gebunden, jenes an den vollen Mond. [1] Grimm, KHM 175. In den Anmerkungen dazu betont Grimm, dass das Märchen „den Geist der ältesten Zeit" atmet. [2] Lübbing, Friesische Sagen, S. 138. [3] Mensing, S.-H. Wörterbuch, III, 558, Stichwort „Maan". — Mensing bringt unter dem gleichen Stichwort auch ein Kinderverschen für den sog. Marienkäfer, der hier nicht als „Sonnenkälbchen" o.ä. angeredet wird, sondern als Maankatt=Mondkätzchen. [4] Vgl. dazu in „Niedersachsen" 1929, S. 261, 341 und 382, weiter 1930, S. 320: Ebbe und Flut in ihrer Einwirkung auf Geburt und Tod. [5] Müllenhoff, Sagen Märchen und Lieder, S. 360, Nr. CDLXXXIII. [6] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, S. 301, Ziffer 441.

befürchten, dass er das ganze Geschlecht nach sich ziehen werde[1]. Die gleiche Anschauung lebt in dem „Böten", d.h. in dem Beseitigen von Krankheiten und köperlichen Fehlern durch den Bötsegen oder -spruch; denn vielfach muss die Handlung bei abnehmenden Monde oder doch wenigstens vor Sonnenaufgang statthaben. Entsprechend ist es gegenteilige Übung, bei zunehmendem Monde zu säen und zu pflanzen. Der abnehmende Mond tötet, und die zunehmende Sichel oder die volle Scheibe fördert und lässt gedeihen.



121. Baltrum in Ostfriesland, ohne Jahr; nach Helmers.

[1] Grimm, Mythologie, S. 428.



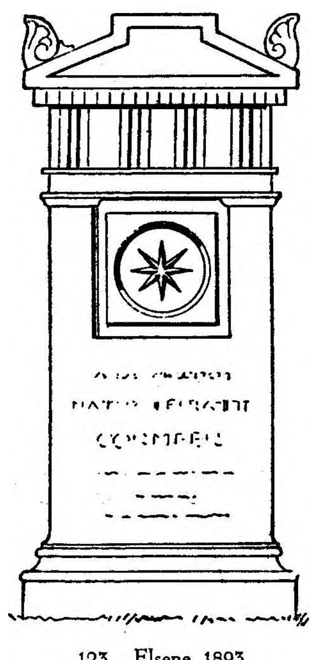
122. Bünde in Westf., 1802; nach Langewiesche.

DIE STERNE

Abb. 10, 20, 40, 51, 54, 69, 81, 83, 101, 119–129, 134, 136, 137, 140.

Verhältnismässig selten ist der Achtstern auf Grabmälern zu finden. Die drei Achtsterne auf dem eben erwähnten föhringischen Stein bedeuten wahrscheinlich die drei Dunkelnächte, nach der die gleichfalls abgebildete Neusichel aufgeht. Ähnliches scheint ein anderer Stein von Föhr-Süderende zu besagen, der drei Zwölfsterne über sieben Rauten zeigt (Abb. 124). Da die Raute ein Zeichen der Mutter Erde ist[1], so werden die Sterne ebenfalls eine Anspielung auf die drei Todes- oder

[1] Weigel, Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern, S. 43.

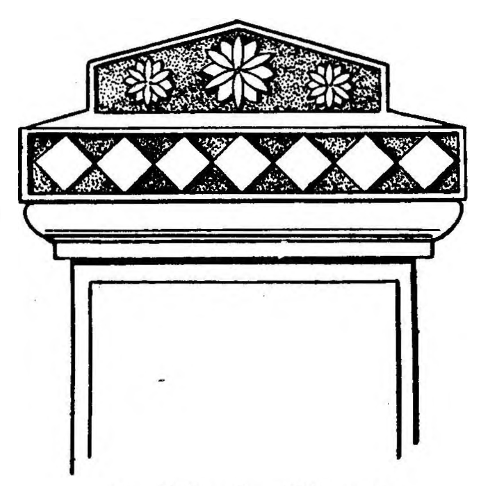


123. Elsene, 1893.

Dunkelnächte sein, die der Auferstehung vorangehen; denn nach dem Märchen tritt erst in der dritten Nacht die Seele ihren Weg aus dem Grabe und in die Ewigkeit an [1].

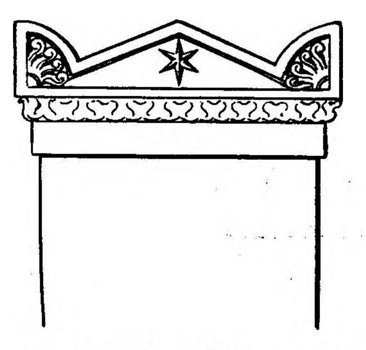
Der sechsgezackte Stern ist am häufigsten vertreten (Abb. 125, 127). Er ist die Wechselform der Hagal-Rune, nach der die mittlere Gruppe der Runenreihen benannt ist. „Hagal ist unmittelbar neben Högni-Hagen (ahd. Haguna) zu stellen. Der einäugige Hagen aber, der Freund Hain als Totengott, ist Wodan" [2]. — So ist der Stern nicht mehr als ein Zeichen des Abgrenzens, des Umhegens, Grenzlinie eines Hags, wie anderer Seits der Friedhof auch der Rosengarten oder Rosenhag ist. Die Deutung, die in der Hagal-Rune und dem Sechsstern nur den „Hagel"

[1] Grimm, KHM 195. Die schon öfters angeführten Darstellungen der menschlichen Lebensalter zeigen für die aufsteigende Seite den Achtstern und den belaubten Baum, auf der absteigenden dagegen den dürren Stamm und die Sanduhr. [2] Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung ..., S. 95. — Aehnlich äussert sich auch Kolbe, Hessische Volkssitten usw., S. 92.

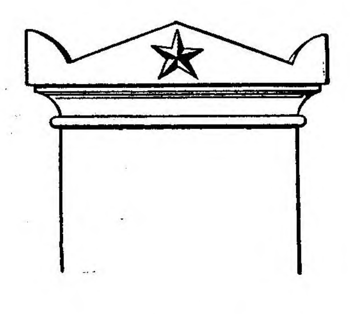


124. Süderende auf Föhr, 1903.

sieht und ihm demgemäss den Sinn abwehrender Vernichtung zuschreibt, scheint einseitig zu sein.
Wie der Sechsstern, so wird auch der fünfstrahlige Stern nicht nur zur Kennzeichnung der Geburtsdaten benutzt, sondern ebenso in entsprechender Umkehrung als Grabsinnbild verwandt (Abb. 126, 128). Freilich fliessen dabei die Grenzen, und es ist schwer zu sagen, ob der Stern auf dem Grabmahl lediglich Zeichen des Todes und nicht vielleicht schon Anspielung auf ein neues Leben ist. Wenigstens fällt es auf, dass ab und an der Fünfstern auf die Spitze gestellt wird und dass das im allgemeinen dort geschieht, wo jemand ohne Nachkommen gestorben ist. Zweifelsfrei ist wohl die Verwandtschaft zwischen Fünfstern und dem sog. Drudenfuss, d.h. dem in einem Zuge gezeichneten fünfzackigen Stern. Er gehört zu den Knoten, die binden, also festhalten sollen, und so mag der Fünfstern als Grabzeichen vielleicht daneben auch die stetige Verbindung mit dem Toten andeuten (wie natürlich die anderen Knoten auch). Denn in der germanischen Zeit bestand ein Erbrecht auf das Ahnengrab, das gleichzeitig die Gerichtsstätte der Sippe ist, auf der Verträge und Ehen geschlossen, echte Abkunft und Erbrecht festgestellt



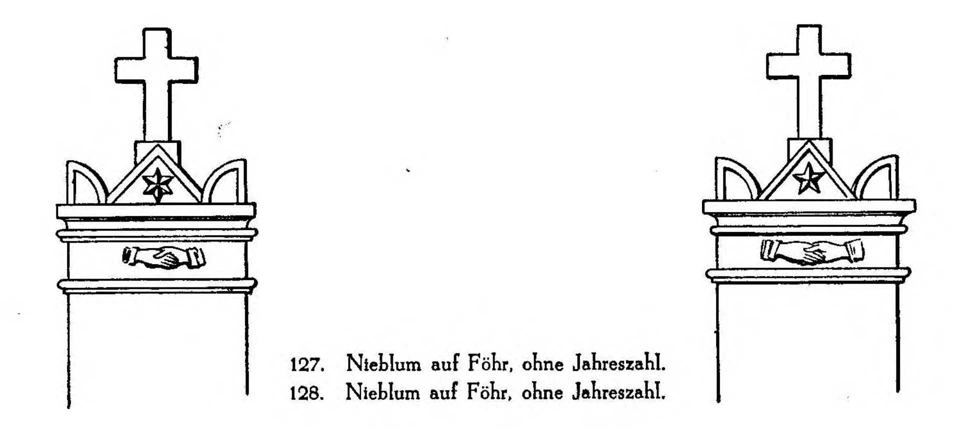
125. Haddeby bei Schleswig, 1848.



126. Eckenförde, 1830.

wurden, was alles nur dann einen Sinn haben kann, wenn eine fortdauernde Verbindung zwischen Toten und Lebenden angenommen wird. Daraus ergibt sich, dass der Knoten ehemals mehr eine „Verbundenheit" dartun sollte, als dass er Tote abzuwehren hatte, — genau so wie auch der Sechsstern als Hagal-Rune die Grabstätte hegte und nicht „hageInd" vernichtete. In dem Sinne ist es wohl auch zu verstehen, wenn ein flensburger Grabstein unter dem Fünfstern, klar geschieden von dem sonstigen Text des Denkmales, die Worte „auf Wiedersehen" trägt [1]. Zu dem Namen Druden- oder Thrutenfuss ist zu beachten, dass nach der Edda „in Thrudheim wird Thor weilen, bis die Götter vergehn" [2]; denn dem Thor ist der Donnerstag heilig, d.i. der fünfte Tag der Woche, der vielfach heute noch für den Tag gehalten wird, an dem die Hexen ihren Umgang haben [3], so dass sich also auch auf diesem Wege eine Verbindung thrud — fünf — Hexe ergibt. — Im Drudenfuss glaubte man den Abdruck von Gänse- oder Schwanenfüssen zu erkennen [4], was auf die Schwanenjungfrauen der Sage und damit auf die Schicksals- und Seelengestalten hinweist („Flechten, Verknoten und Lösen ist Nornen-

[1] So merkwürdig es anmuten mag, so ist es doch die Frage, ob nicht auch der in die Stuhlsitze gestanzte Fünfstern ehemals eine Bindung dieser Art gewesen ist, mit der man einen lieben Gast festhalten, einen unerwünschten oder feindlichen unschädlich zu machen gedachte; vgl. dazu den bannenden Stuhl in der Sage vom Schmied zu Jüterbogk und ähnliche Märchen. Auch der Grabstein ist ehedem nichts anderes gewesen als ein Ruhesitz der Seele, vgl. bei Jung, Germanische Götter und Helden . . . , S. 75. [2] Thule II, Edda — Götterdichtung, S. 80, Grimnirslied, Vers 5. [3] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, S. 60, Ziffer 70. [4] Grimm, Deutsches Wörterbuch, II, 1455, Stichwort „Drudenfuss".



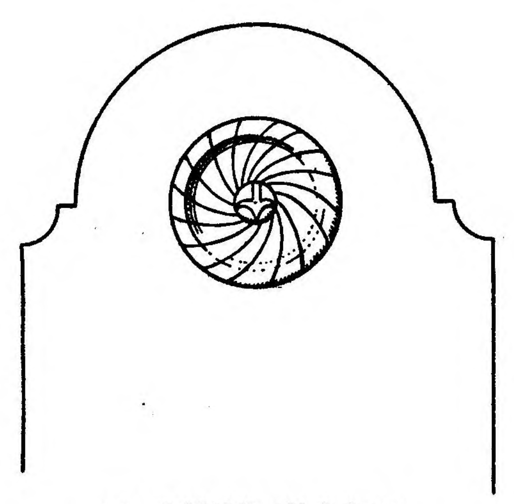
127. Nieblum auf Föhr, ohne Jahreszahl.
128. Nieblum auf Föhr, ohne Jahreszahl.

arbeit")[1] aber auch auf die Walküren; sie sind gleichbedeutend mit der weisen Frau, mit der Ahnfrau, und erst durch das eindringende Christentum kam es zur Verteufelung aller dieser Hulden, wie sie etwa im Märchen von der Frau Drude durchbricht[2].



129. Arbergen,
ohne Jahr;
nach Steilen.

[1] Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung, S. 113. [2] Grimm KHM 143.



130. Gohfeld, Kreis Herford, 1839; nach Langewiesche.

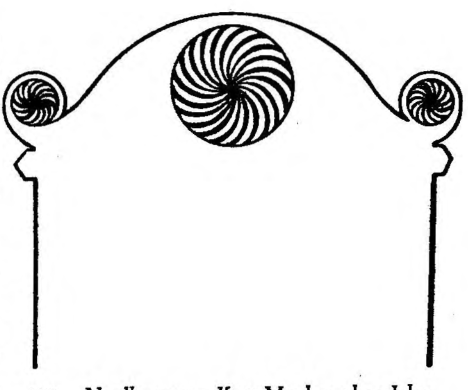
DIE WIRBEL

Abb. 28, 57, 81, 130–134.

Zu den Gestirnen müssen vornehmlich auf Grund ihrer Zahlenbeziehungen wohl auch die Zierrate gerechnet werden, die nach dem sog. Sonnenwirbel hier als Wirbel benannt worden sind. Sie finden sich auf Steinen und Mälern aus allen Teilen des Landes. In der Regel stehen in der Mitte der oberen Steinkante ihrer zwei und an den äusseren Enden des Steines ein weiterer.

Auf einem husumer Grabmal sind die mittleren Wirbel belegt mit je einem kleineren von jedesmal zwölf Strahlen. Zwei borbyer Steine tragen gleichfalls zwölfstrahlige Wirbel in der Mitte (Abb. 133, 134), und es ist wohl kein Fehlschluss, darin eine Anspielung auf die Zwölfzahl der Monate oder der Tagesstunden zu sehen. – Die achtfach geteilten Mittelwirbel eines anderen Steines (Abb. 132) sind zu der grossen Gruppe der

achtteiligen Wirbel, Räder, Blumen u.dgl. zu stellen, deren „Herkunft aus der Sonnenlaufbeobachtung"[1] nachgewiesen ist.



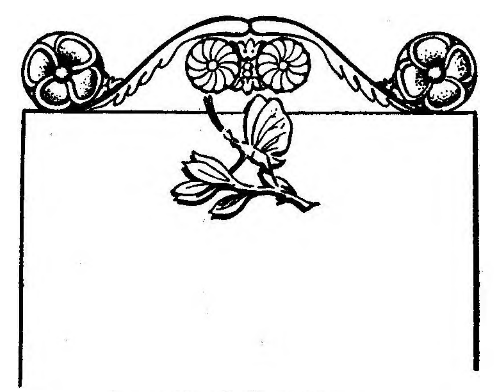
131. Nordhemmern, Kreis Minden, ohne Jahr; nach Langewiesche.

Die vierblättrige Blume (Rose) in Verbindung mit dem Monde ist vorhanden bei dem schon erwähnten Grabstein von Nebel (vgl. Seite 53), so dass die Vierblätter auf den borbyer Steinen ohne weiteres als Zeichen des Mondes angesprochen werden dürfen (Abb. 133, 134). Es ist jedoch eigenartig, dass bei ihnen jedes Blatt an der einen Seite so unter das vorangehende geschoben ist, dass aus den kräftig geformten Umrissen ein Hakenkreuz entsteht. Das scheint nun zwar einer Ausdeutung auf den Mond zu widersprechen; aber es ist keineswegs erwiesen, dass das Hakenkreuz von Anfang an ein Sonnenzeichen gewesen ist und nicht erst später dazu gemacht wurde. Schon das gemeinsame Vorkommen von Hakenkreuz und Mondsichel spricht dagegen, noch mehr aber jene tönernen Bilder der alten Göttinnen mit dem Hakenkreuz in der Vulva; denn dabei ist doch weit mehr an den Mond zu denken, nach dessen Umlauf die weiblichen Zeiten sich regeln. Überdies ist gerade aus seinem Gestaltwandel, aus seinem Wachsen und Schwinden der Mond als Fruchtbarkeitszeichen zu begreifen und gehört darum zur Frau, die ihrerseits, wie gesagt, in höchst eindeutiger Weise das Hakenkreuz in Hinblick auf ihre Fruchtbarkeit trägt. Es steht also nichts im



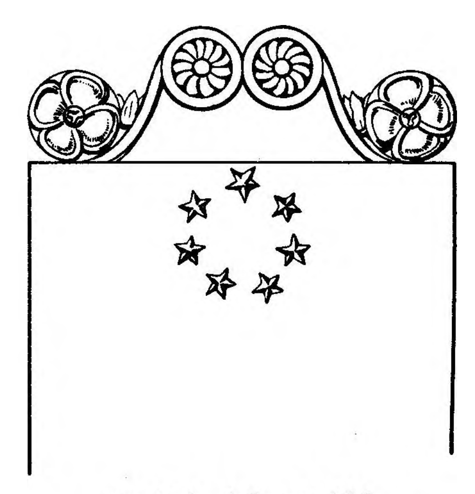
132. Eckernförde, 1830.

[1] Weigel, Germanisches Glaubensgut ..., S. 38.



133. Borby, 1824.

Wege, in jenen viergeteilten Zeichen die gleiche Beziehung zum Monde zu erkennen, wie sie einwandfrei von dem nebeler Grabmal bezeugt ist. Wie die zwölfstrahligen Wirbel auf die Monatsteilung des Sonnenjahres zurückgehen, so wird die Viertelung die Monatswochen anzeigen. Es rundet das Bild, wenn ein anderer Stein neben der Zwölf- und Vierzahl auch noch sieben Fünfsterne bringt und damit zu Jahr und Monat die Tageszahl der Woche stellt (Abb. 134).



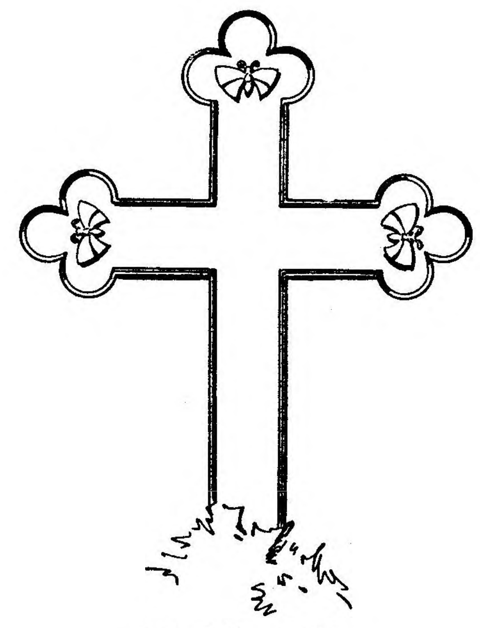
134. Borby, Anfang 19. Jahrh.

DIE DREIZAHL

Abb. Titelbild, 20, 21, 34, 44, 54, 61, 68, 75, 77—80, 113, 114, 119, 124, 135—140.

ES ist eine stattliche Zahl von Grabmälern, auf denen die Sinnbilder zu dreien oder zu 3 x 3 angeordnet sind, seien es nun drei Sterne, Kreuze, Blätter, Schmetterlinge oder einfache drei Punkte. Manche solcher Zusammenstellungen scheinen dadurch bedingt zu sein, dass die drei oberen Arme eines Kreuzes ausgefüllt werden sollten, obgleich dann eine solche Lösung etwas merkwürdig aussehen kann, wie z.B. bei den drei Schmetterlingen (Abb. 135). Aber könnte dabei immerhin noch von Zufall gesprochen werden, so ist nicht daran zu denken, wenn entgegen der Wirklichkeit einem Bienenkorbe drei Fluglöcher gegeben werden (Abb. 21, 68), oder gar in die Flügel eines Schmetterlings drei kleine Vertiefungen gebohrt sind (Abb. 75).
Die einfachen drei Punkte lassen sich bis in die frühe Eisenzeit verfolgen [1]. Sie kehren wieder auf den Bracteaten des 5. und 6. Jahrhunderts, die den Toten als Geleitmünzen in die Unterwelt dienen sollten [2]. Sie finden sich auch auf einem der Puppensärge, die im Schonenfahrer-Schütting zu Lübeck geborgen wurden, und die als Bauopfer angesehen werden [3]. Ein mittelalterlicher Grabstein an der Jacobskirche in Rothenburg ob der Tauber zeigt auf der vom Schriftband umgebenen Fläche als einzige Zier einen Kreis, in dem 3 kleinere Kreise = Punkte stehen.

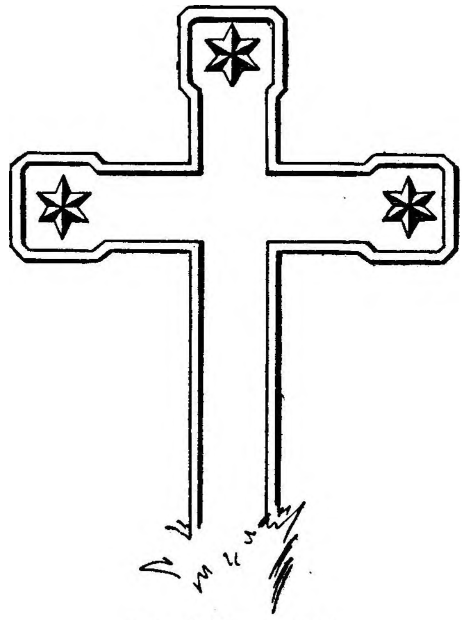
[1] Wirth, Die heilige Urschrift, S. 293. [2] Nowotny, Die Bracteaten der schleswiger Gruppe... in „Mannus" 1938, S. 210 ff, Abb. 2 und 3. Auf letzterer, einem der nebenstedter Bracteaten, trägt ein Mann die drei Punkte unterm Arm. Weitere Abbildungen bei Schwantes, Arbeitsweise und einige Ergebnisse der vorgeschichtlichen Sinnbildforschung, Abbildungen 104, 6; 104, 12; 104, 14 und 114, 22. [3] Warneke, Die Puppensärge aus dem Schonenfahrer-Schütting in Lübeck „Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde" 1931, S. 191, Abb. e.



135. Schleswig, 1848.

Auch im heutigen Totenbrauchtum kehrt die Dreizahl vielfach wieder, Drei Tage muss der Tote über der Erde stehen[1]; drei Personen müssen die Gruft graben, drei die Glocken bei der Beerdigung läuten; drei Tage sollen die Kleider eines Toten in der Erde liegen, damit sie dem künftigen Träger nicht die Krankheit des Verstorbenen zuziehen[2]; drei Hände voll Erde wirft jeder Einzelne des Trauergefolges in die offene Gruft. War der Tote ermordet und der Mörder entkommen, so bannte man ihn, indem einer der nächsten Verwandten dreimal mit dem Schwert auf den Sarg schlug[3]. Drei Tage lang musste die Totenwache gehalten werden, weil erst nach dieser Zeit endgiltig über den Verbleib der Seele entschieden wurde[4]; in gegenteiliger Bedeutung entspricht dieser Frist die Meinung, dass am dritten Tage ein neugeborenes Kind seine Seele empfängt[5].

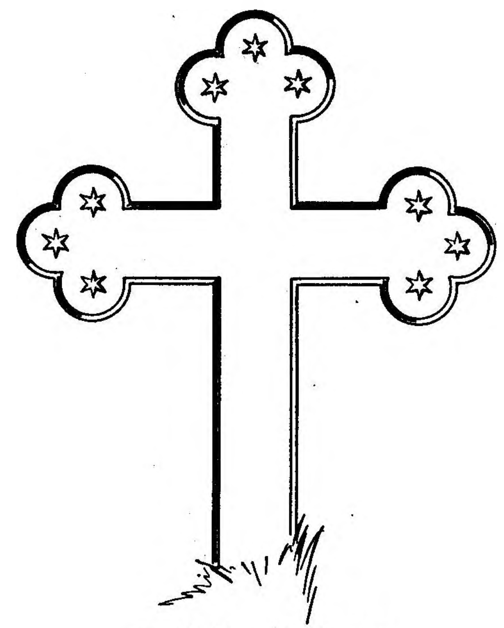
[1] Mensing, S.-H. Wörterbuch I, 980 Stichwort „Ebenlied": de Liek mutt dree Ebenlied baben de Eer stahn. (Ebenlied = Tag und Nacht.) [2] Mensing, a.a.O., I, 842, Stichwort „dree". [3] Jensen, Die nordfriesischen Inseln, S. 433. [4] Grimm, Deutsche Mythologie, S. 491 und KHM 195. [5] Hermann, Altdeutsche Kultgebräuche, S. 63.



136. Schleswig. 1819.

In der Sage kehren Tote wieder, weil sie drei Geldstücke entwendet haben oder drei Schillinge vergruben[1], und eine Redensart wertet einen Menschen dahin, dass seinesgleichen drei auf den Tod gehen[2].
Dreimal wird der Sarg um die Kirche getragen[3]; dreimal umzieht auch die Totenbeliebung auf dem schleswiger Holm ihren Friedhof, ehe sie die Jahresrechnung abhält. Das ist wohl heute eine vereinzelte Übung, wird aber ehemals weiter verbreitete Gewohnheit gewesen sein. In ähnlicher Weise umreitet auf Seeland der Bauer dreimal den Totenberg und legt als Weihnachtsgabe einen Korb mit Speisen daran nieder[4]. Das ist eine Ehrung der Toten, die vermutlich einstens dem Ahnen der Sippe gegolten hat; genau so, wie das Brautpaar an seinem Hochzeitstage die Gräber der Eltern besucht oder zu einem Hünengrabe geht, das es drei Mal umtanzt[5].
In dem eben geschilderten seeländischen Brauch hat sich offenbar die

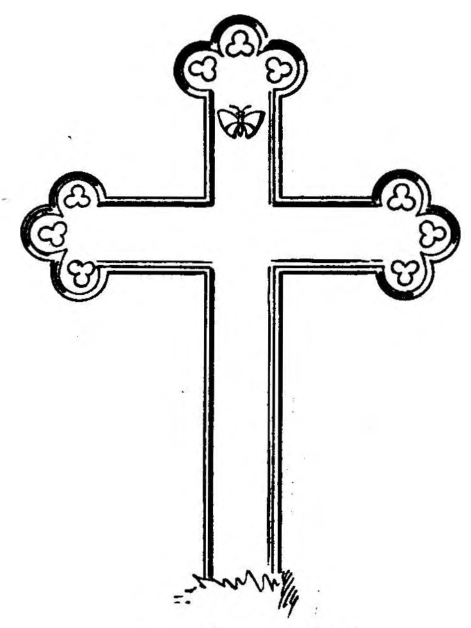
[1] Meyer, Schleswig-Holsteiner Sagen, S. 242/243. [2] Mensing, a.a.O., I, 842, Stichwort „dree". [3] Jensen, a.a.O., S. 427. [4] Ranke, Totenbrauchtum in alter und neuer Zeit, in „Die Heimat" 1939, S. 15. [5] Ranke, a.a.O., 1938, S. 343.



137. Nieblum auf Föhr, 1902.

Zeitrechnung etwas verschoben und haftet erst jetzt am Weihnachtsabend; ursprünglich wird er am Totenfest geübt worden sein, das in der germanischen Zeit auf dem Neumond nach der Wintersonnenwende lag und damit rund zwei Wochen vor Jul, d.h. dem heutigen Weihnachtsfest. Eine Bestätigung dieser Annahme liegt in dem Umstand, dass heute auch die wilde Jagd, also das Totenheer, zwischen Weihnachten und Drei-Königs-Abend umzieht, während ehemals sein Umgang in die Zeit vom Totenfest bis Jul gehörte. Diese Zeitspanne nun ist im Bauernkalender bezeichnet mit je drei Punkten am 6. und 27.12., an welchem Tage die Minne der Abwesenden und Abgeschiedenen getrunken wurde vgl. Seite 87. Drei Punkte stehen auch auf den Bracteaten, deren Münzbild auf den Mythos vom wilden Jäger bezogen wird, d.h. also wiederum auf den Totenführer und das Totenheer [1]. Es rundet das Bild, wenn schliesslich selbst im Totenheer die Dreizahl wiederkehrt in dem dreibeinigen Hasen, der der wilden Jagd voranläuft und in dem dreibei-

[1] Nowotny, a.a.O., S. 222.

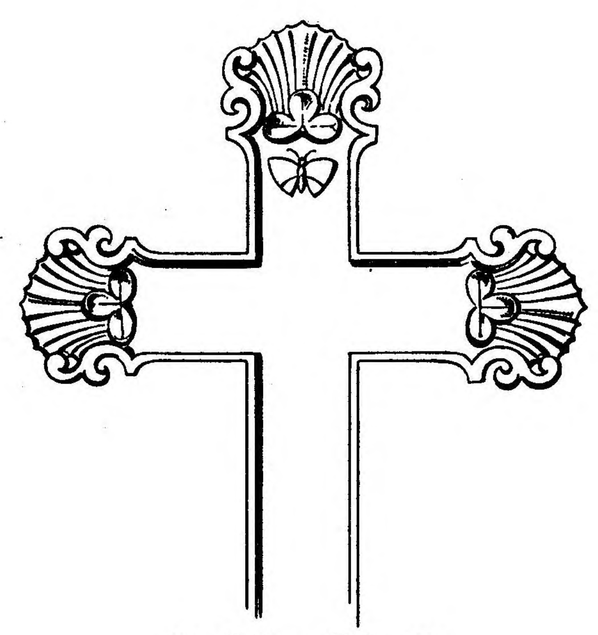


138. Schleswig, 19. Jahrh.

nigen Pferde, das in seinem Zuge gesehen wird. Die schleswigsche Sage kennt ebenfalls das dreibeinige Pferd mit und ohne Reiter, das den Tod ankündigt; der Reiter ist „der Tod selber", und er wie auch sein Ross heissen „Hel"[1].

Die drei Punkte sind das steinzeitliche Sinnbild der Mutter Erde[2] und die von ihnen eingeschlossene Zeitspanne ist, wie schon aus dem Kalender hervorgeht, die Frist, in der das Jahr wendet, d.h. in der das alte Jahr stirbt und das neue geboren wird[3]. Freilich spielen da ältere Vorstellungen hinein, wie sie beim Abschnitt über den Mond angedeutet wurden;

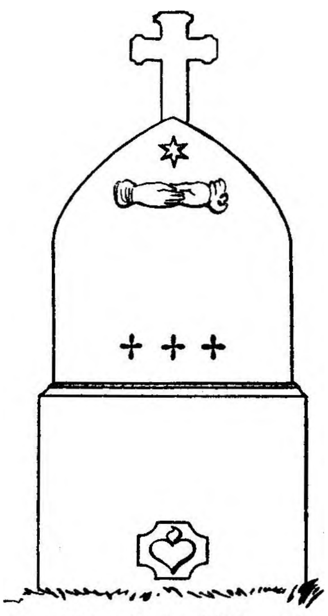
[1] Meyer, a.a.O., S. 78/79. — Vgl. dazu Deecke, „Lübische Sagen und Geschichten", Nr. 43, von Peter Müggel. „.... Peter Müggel jagt übrigens noch auf seinem dreibeinigen Schimmel des Nachts umher; doch hat er keinen Kopf. Denn der liegt zu Lübeck unter einem Schlangenstein (! H.) in einem dreidrätigen Sack, und ist mit einem Knoten verschlossen, den selbst der Teufel nicht lösen kann". Bei Begräbnissen höherer Offiziere wird das Pferd des Toten hinter dem Sarge hergeführt. In Belgien macht man es dann hinken, so dass es nur mit drei Beinen richtig auftreten kann. HDA III, 1085, Stichwort „Grabbeigabe". [2] Wirth, Die heilige Urschrift, S. 293. [3] Steilen nennt die drei „Lebenskugeln" als Sinnbild von Aufstieg und Niedergang des Lebens, was in abgewandelter Form dem alten Jahresmythos entspricht. Leider geht Steilen in seinem ausgezeichneten Buche nicht auf die Herkunft seiner Deutungen ein. Steilen, Norddeutsche Grabmalkunst, S. 19. Auf dem Bild von Wendel führt Odin drei Punkte in seinem Schilde. Ihm als dem Totenführer dürfte dies Schildzeichen nicht absichtslos zugeteilt worden sein.



139. Nieblum auf Föhr, 1885.

denn die Dreiheit bedeutete einmal die dunklen Nächte der Neumondzeit und wurde erst später auf die Sonne und die Sonnenwenden bezogen. Das ergibt sich klar daraus, dass die Totenwache früher über drei Nächte sich erstreckte und dann auf drei Tage berechnet wurde. Auch ein alt-römischer Brauch lässt die einstige Bedeutung noch gut erkennen: die Römer gruben in jeder Stadt einen Trichter in die Erde, mit einem Schacht am Grunde, dessen Öffnung mit einem Stein verschlossen wurde. Während dreier Tage im Jahr wird der Stein (lapis manalis) weggenommen, und nun ist die Verbindung mit den Ahnen hergestellt. Aus dieser Sitte, der ähnliches im Dillestein auf deutschem Boden entspricht, sieht noch deutlich der ursprüngliche Monat mit seiner dreitägigen Endfrist hervor[1]. Zu gleicher Zeit aber gibt der Brauch eine Erklärung einmal für den Zusammenhang von dreitägiger Frist, Grab und Grabmahl, wie auch für die Gewohnheit, den Denkstein darauf mit Sinnbildern zu verzieren.

[1] von Spiess, Das arische Fest, S. 19.



140. Westerland auf Sylt, 1874.

Sind die drei Tage der Winterwende den Dunkel- oder Todesnächten einer früheren Rechnung gleichzusetzen, dann wird auch verständlich, weshalb die drei Punkte gerade in den Bienenkorb gesetzt wurden (Abb. 21, 68); denn dieser ist das Sinnbild des kleinsten Sonnenlaufbogens, d.h. des Sonnenweges am kürzesten Tage (vgl. Seite 95), der gleichzeitig auch der „jüngste" Tag ist, weil mit ihm das Jahr endet und ein neuer Abschnitt beginnt. Bienenkorb (oder Bogen) und die drei Punkte stellen also eine Verbindung dar, die sich auf das Sterben und Wiedererstehen der Sonne bezieht, und die schon in der Steinzeit auf Kultgeräten vorhanden ist [1]. — Gleiche Bedeutung wie den drei Punkten muss allen Dreiergruppen zugemessen werden, sobald sie ins Dreieck gestellt sind; sie sind durchweg das Zeichen der Mutter Erde, in die der Tote eingegangen ist und bezeichnen die dreitägige Frist bis zum „jüngsten Tage". Auf die drei mondlosen Nächte geht wahrscheinlich auch die Gruppe der drei Sterne zurück, die auf dem föhringischen Grabstein zusammen mit

Wirth, Die heilige Urschrift, Bilderband Tafel 94, 1.

der zunehmenden Sichel abgebildet wurden (Abb. 119); sie bestätigen gleichzeitig die Übernahme dieser vom Mond abhängigen Frist auf die Sonnenrechnung. Wahrscheinlich sind die vielfach wiederkehrenden drei Sterne überhaupt nichts anderes als der Hinweis auf die Neumondnächte, in denen allein sie leuchten (Abb. 20, 54, 119, 124, 136). Ihren Zusammenhang mit Tod und Grab beweist ein altes Lied

> Es fielen drei Sterne vom Himmel herab;
> Sie fielen wohl auf eines Königs Grab.
> Dem Könige starben drei Töchter davon...[1]

Im dem Liede spiegelt sich überdies der Volksglaube wieder, dass jemand stirbt, wenn eine Sternschnuppe vom Himmel fällt.

Die 3x3 Sterne merken demnach eine neuntägige Frist an und deuten offenbar auf die neun Tage, die dem Totenkult zugemessen waren[2], zugleich kehrt auch darin allerdings eine Zeitspanne wieder, die der Mondrechnung zugehört (Abb. 137).

Der Deckstein eines Ganggrabes in Wester-Saaby auf Seeland war auf der Innenseite mit neun Radfiguren versehen (vgl. das Bischofsgrab im schleswiger Dom)[3]. Neun Tage dauerte Hermodrs Ritt in die Unterwelt, und in der Pfalz beginnt das bekannte Märchen vom Gevatter Tod mit der Erzählung, dass für das neunte Kind kein Pate zu finden war, bis sich der Tod dazu bereit erklärte[4]. Neun Tage vorm Abscheiden eines Menschen weiss es der mit dem zweiten Gesicht Begabte[5].

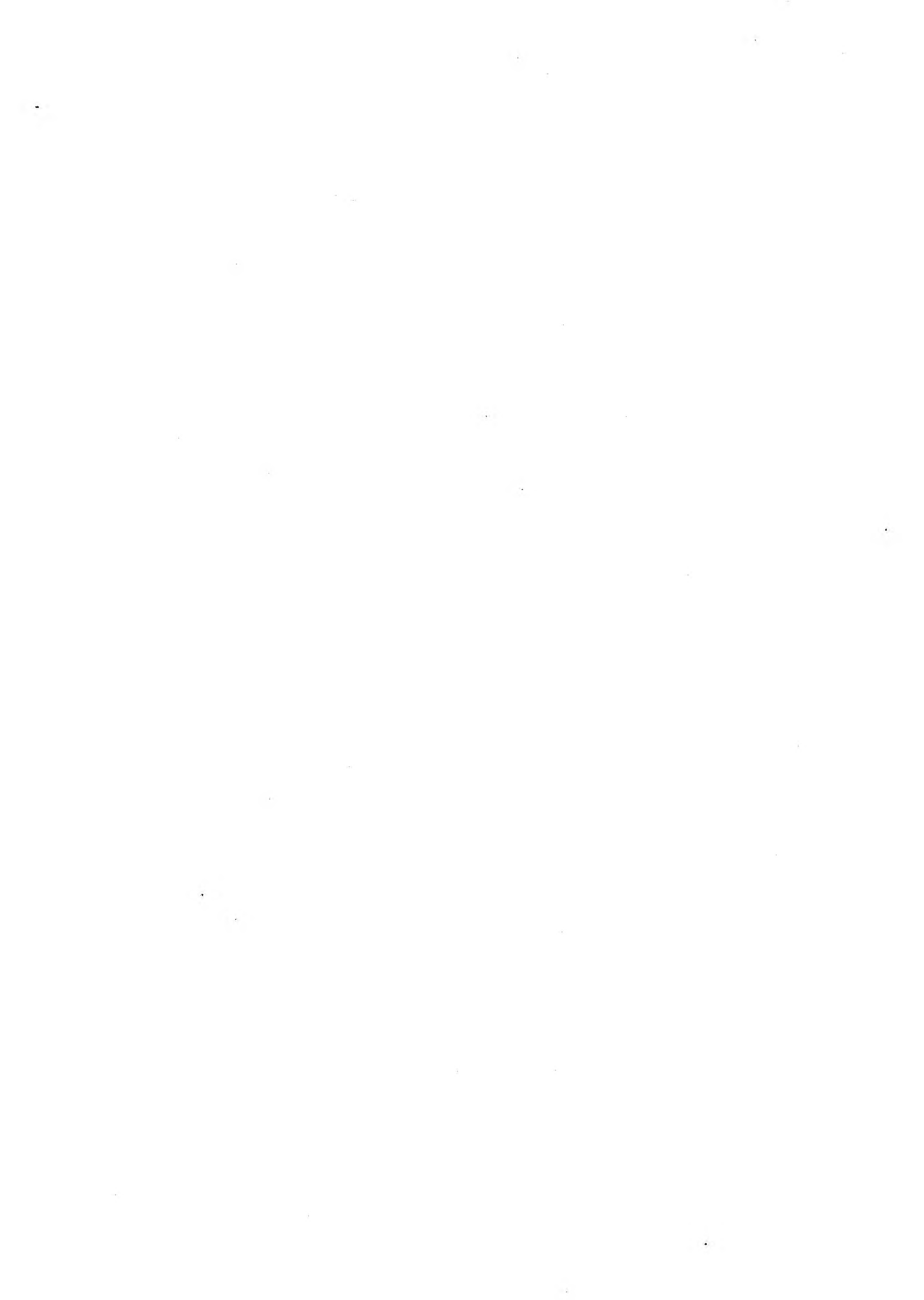
Zur Neunzahl gehört ferner eine vogtländische Sage, wonach der Scharfrichter einem enthaupteten Mädchen ein Stück Rasen statt des Kopfes auf den Rumpf setzt und damit den Leichnam zwingt, über neun Äcker bis zu dem Scheitterhaufen zu gehen, wo er verbrannt werden soll[6].

Wie auf süddeutschen Totenbrettern gelegentlich nur drei Kreuze eingeschnitten wurden[7], so trägt auch ein westerländer Grabstein drei einfache Kreuzlein (Abb. 140). Es ist schwer zu entscheiden, ob damit

[1] Müllenhoff, Sagen Märchen und Lieder..., S. 496, Nr. L. [2] Hermann, Altdeutsche Kultgebräuche, S. 69. [3] Almgren, Nordische Felszeichnungen, S. 227. [4] Weinhold, Brauch und Glaube, S. 98. [5] Weinhold, a.a.O. S. 106. [6] Weinhold, a.a.O. S. 94. [7] Fehrle, Deutsche Feste- und Volksbräuche, S. 101.

die Totenhölzer von Golgatha gemeint sind oder ob ein anderer Sinn dahintersteht. Die Redensart, drei Kreuze hinter jemanden zu machen, dessen Wiederkehr man nicht wünscht, könnte mit diesem Sinnbild zusammenhängen.
Manchmal erscheint die Dreiergruppe in Form eines Kleeblattes (Abb. 139), das eine Wechselform zur Eichel sein soll[1]. Da die Eiche als Sommerbaum den grünen Zweig des Lebens spendet, so wäre eine solche Wechselbeziehung aufschlussreich. In mancher Hinsicht wäre sie auch eine Erweiterung des Märchens von den drei Schlangenblättern, wenn nicht vielleicht diese selbst mit den drei Kleeblättern gemeint sind. Denn schon die äussere Ähnlichkeit lässt vermuten, dass das Kleeblatt aus dem Dreispross entstand, der seiner Seits ein Sinnbild des neuen Lebens und Wachsens ist.

[1] Siebs, Kirchliche und weltliche Symbolik bei Niedersachsen und Friesen, in „Niedersachsen" 1931, S. 410.



SCHLUSS

EIN aufmerksamer Beobachter wird finden, dass manches Sinnbild auf Grabsteinen vieler Landschaften vertreten ist, wogegen andere einen eng begrenzten Raum beherrschen. So sind der Schmetterling und der Bienenkorb weit verbreitet, wobei allerdings letzterer in der Gegend von Eckernförde und Borby fehlt. Das Vollschiff ist eine inselfriesische Eigenart, die selbst in Hafenstädten und auf den Grabsteinen der Reeder nicht wieder zu finden ist; wohl aber steht auf etlichen Fischer-Denkmälern das Boot mit Segel und Netz. Die Schlange um die Kugel gehört im Herzogtum Schleswig ausschliesslich nach Flensburg, ebenso wie der Kreuzknoten nur auf eckernförder Grabkreuzen angewendet wurde. Bei einem Vergleich der Jahreszahlen wird sich weiterhin ergeben, dass manches Sinnbild plötzlich auftaucht und langsam verändert wird, wie es bei der Glaube-Liebe-Hoffnung-Gruppe geschildert wurde. Andere Sinnbilder verschwinden, so wie es mit dem Segelschiff auf den friesischen Inseln geschah. Dort liess sich freilich auch eine Erklärung dafür geben; denn es gingen weniger Männer zur See.

Beim Verfolgen dieser Erscheinungen eröffnen sich Möglichkeiten, die kaum ein anderes Gebiet der Sinnbildforschung geben kann. Dazu ist nötig die planmässige Aufnahme aller Grabmäler des Landes, geordnet nach Ort und Jahr der Errichtung, Angabe des Sinnbildes und ob es Allen gegeben oder nur Männern, Frauen, Kindern oder Unverheirateten zugeteilt wird. Solche Arbeit würde zunächst das räumliche Verbreitungsgebiet jedes einzelnen Sinnbildes umreissen und darüber hinaus auch die zeitliche Einordnung gestatten. In Schichten von etwa einem Jahr-

zehnt zusammengefasst, könnte das erste Auftauchen wie sein Vergehen festgestellt werden; es liessen sich Ausdehnungen des beherrschten Gebietes wie auch Schrumpfungen bis zum völligen Auslöschen verfolgen. Die gleichmässige Anwendung auf alle Menschenalter und auf beide Geschlechter läge völlig klar, ebenso wie die Zuteilung eines Sinnbildes nur an bestimmte Gruppen.

Aus dieser Arbeit würden sich Schlüsse ergeben auf die völkische und rassische Zugehörigkeit der einzelnen Gebiete, auf fremde Einflüsse und Zuströme, auf die Kraft neuer religiöser, politischer und geistiger Bewegungen. Aus dem vorhandenen Sagengut wie aus dem heute noch lebenden Volksglauben wäre überdies auch die Vorstellung zu fassen, die die einzelnen Sinnzeichen einmal geschaffen hat. Denn es gibt kein anderes Gebiet, auf dem eine ungebrochene Überlieferung und lebendiges Brauchtum so weit zurückreichen wie gerade die beim Tode und bei der Bestattung geübte Sitte.

Freilich muss eine solche Arbeit rasch begonnen werden; denn von Jahr zu Jahr werden es der alten Grabsteine weniger, weil ja in der Regel nach einem Menschenalter die Gräber neu belegt werden. Heute schon sind Friedhöfe selten, in denen die Grabsteine älter als 150 Jahre sind. Völlig vereinzelt stehen die Reihengräber der friesischen Uthlande, die drei Jahrhunderte überblicken lassen. Fast ist der Zeitpunkt zu berechnen, an dem der letzte Grabstein glücklich gerettet im Museum steht.

Über solche in erster Linie wissenschaftlichen Möglichkeiten hinaus tut es not, die alten Grabmale genau so unter Schutz zu stellen, wie es mit den vorgeschichtlichen Gräbern und Steinsetzungen geschehen ist; denn sie sind nichts anderes und nichts weniger als diese: Gräber der Ahnen.


SCHRIFTTUM



Adler, Fritz, Pommern, Weimar o.J.

Andreas-Friedrich, Ruth, Aberglauben in der Liebe, Leipzig o.J.

Arnim/Brentano, Des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von Eduard Grisebach, Leipzig o.J.

Bauer, Konrad F., Das Bürgerwappen, Frankfurt a.M. 1935.

Behn, Friedrich, Hausurnen, Berlin.

Benz, Richard, Die Historia von D. Johann Fausten, n.d. Ausgabe von 1587, Jena 1924.

Bertarelli, Achill, L'imagerie populaire italienne, Paris 1929.

Biberschick, Franz, Schmiede-eiserne Grabkreuze im Museum zu Krems, Wien-Leipzig 1942.

Blachetta, Walter, Das Buch der deutschen Sinnzeichen, Berlin 1941.

Brunner, Karl, Ostdeutsche Volkskunde, Leipzig 1925.

Buchner, Eberhard, Religion und Kirche, München 1925.

Buschan, Georg, Das deutsche Volk in Sitte und Brauch, Stuttgart o.J.

Detering, Alfred, Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit, Leipzig 1939.

Dierking, Maria, Das Weltbaum- und Weltschiffsymbol auf den ostfriesischen und vierländer Stickmustertüchern des Vaterländischen Museums zu Hannover, in „Die Kunde", Hannover 1934, S. 51.

Erich, Osw. A., Das Lob der Bienen und die Osterkerze, in „Atlantis", Leipzig 1933, S. 252.

Fehrle, Eugen, Zauber und Segen, Jena 1926.

— Deutsche Feste und Volksbräuche, Leipzig 1927.

— Deutsche Hochzeitsbräuche, Jena 1937.

Fehrle-Festschrift, „Brauch und Sinnbild", Karlsruhe 1940.

Focke, Friedrich, Ritte und Reigen, Stuttgart 1941.

Forrer, Robert, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer, Stuttgart o.J.

Funk, Wilhelm, Alte deutsche Rechtsmale, Bremen 1940.

Gaerte, Wilhelm, Altgermanisches Brauchtum auf nordischen Steinbildern, Leipzig 1935.

Gath, Goswin P., Das Naturgeisterbuch, Köln 1941.

Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen, herausgegeben von Rob. Riemann, Marburg o.J.
— Deutsche Sagen, herausgegeben von Hanns Floerke, Berlin o.J.
— Jacob, Deutsche Mythologie, herausgegeben von Karl Hans Strobl, Wien 1939.
— Jacob und Wilhelm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854 ff.
Grönbech, Wilhelm, Kultur und Religion der Germanen, Hamburg 1937 und 1939.
Güntert, Hermann, Altgermanischer Glaube nach Wesen und Grundlage, angeführt nach Erich Jung, s.d.
Hahm, Konrad, Deutsche Bauernmöbel, Jena 1939.
Hahne, Hans, Totenehre im alten Norden, Jena 1929.
Hamkens, Freerk Haye, Das nordische Jahr und seine Sinnbilder, Berlin 1936.
— Ein Bischofsgrab des 13. Jahrhunderts mit heidnischen Sinnbildern, in „Germanien", Berlin 1939, S. 357.
— Zur Geschichte des Schleswiger Domes, in „Deutsche Kunst und Denkmalpflege", Berlin 1939, S. 49.
— Sinnbilder im schleswiger Dom, Lübeck 1942.
Handwörterbuch des Deutschen Märchens, herausgegeben von Lutz Mackensen, Berlin 1930 ff.
Hardung, Siegfried, Die Darstellung des bäuerlichen Lebenskreises im Braunschweigischen Landesmuseum, in der Fehrle-Festschrift „Brauch und Sinnbild", Karlsruhe 1940.
Hartlaub, G. F., Das Geheimnis der Wandlung, in „Atlantis", 1932, S. 689.
Heemskerck Düker, Ir. W. F. van, und Ir. H. J. van Houten, Zinnebelden in Nederland, den Haag, o.J.
Helmers, Menne Feiken, Sinnbilder alten Glaubens in ostfriesischer Volkskunst, Aurich 1938.
Hermann, Paul, Altdeutsche Kultgebräuche, Jena 1928.
van Heurck/Boekenoogen, L'imagerie populaire des Pays-Bas, Paris 1930.
Höfler, Otto, Kultische Geheimbünde der Germanen, Frankfurt a.M. 1934.
Hupp, Otto, Deutsche Ortswappen, herausgegeben von der Kaffee Hag, Bremen o.J.
Huth, Otto, Der Lichterbaum, Berlin 1940.
— Sagen, Sinnbilder und Sitten des Volkes, Berlin 1942.
Jacobsen/Moltke, Danmarks Runeindskrifter, Kopenhagen 1942.
Jarosch, Günther, Erntebrauch und Erntedank, Jena 1939.
Jensen, Christian, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum, Helgoland und die Halligen vormals und jetzt, Lübeck 1927.

Jung, Erich, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, München 1939.

Kolbe, Wilhelm, Hessische Volks-Sitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit, Marburg 1888.

Kolesch, Hermann, Deutsches Bauerntum in Elsass, Tübingen 1941.

Krause, Ernst (Carus Sterne), Die Trojaburgen Nordeuropas, Glogau 1893.

— Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug von Tragliatella, Glogau 1893.

Krause, Wolfgang, Runeninschriften im älteren Futhark, Halle 1937.

Kriegergräber im Felde und daheim, München 1917.

Kuckei, Max, Brauchtumspoesie aus Niederdeutschland, Garding o.J.

Kück, Eduard, Das Martinslied von Lüneburg und Ebstorf, in „Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde", 1923, S. 49.

van der Laars, T., Wapens, Vlaggen en Zegels van Nederland, Amsterdam 1913.

— Nederlandsche Heraldiek, herausgegeben durch die N. V. Koffie Hag My., Amsterdam o.J.

Langewiesche, Fr., Sinnbilder Germanischen Glaubens im Wittekindsland, Eberswalde 1935.

Lechler, Jörg, Kreuz, Hakenkreuz und Irminsul, in „Mannus", 1935, S. 345.

Le Livre, Editions du Chêne, Paris 1942.

Liliencron, R. von, und Ludv. Wimmer, Der Runenstein im schleswiger Dom, Kiel 1898.

Lübbing, Hermann, Friesische Sagen von Texel bis Sylt, Jena 1928.

Märkisches Liederblatt, herausgegeben von Fritz Klämbt, Greifswald 1912.

Martin, Auguste, L'imagerie orléanaise, Paris 1928.

Matthes, Walther, Die Bildsteine in den Grossteingräbern der Bretagne, in „Germanen-Erbe", 1942, S. 159.

Meiborg, R., Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig und das Leben des schleswigischen Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert, deutsch von R. Haupt, Schleswig 1896.

Mensing, Otto, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch, Neumünster 1927 ff.

Metz, H., Steinmetzkunst im Schwalmtal, in „Deutsche Volkskunde", 1941, S. 176.

Meyer, Gustav Fr., Plattdeutsche Kinderreime aus Schleswig-Holstein, Kiel 1908.

— Plattdeutsche Volksmärchen und Schwänke, Neumünster 1925.

— Schleswig-Holsteiner Sagen, Jena 1929.

Meyer, H. B., Danzig, Weimar o.J.

Meyer, Herbert, Das Handgemal als Gerichtswahrzeichen des freien Geschlechts bei den Germanen. Untersuchungen über Ahnengrab, Erbhof, Adel und Urkunde, Weimar 1934.

de Meyere, Victor, Inleiding tot de Vlaamsche Volkskunst, Antwerpen 1938.

Möller, Theodor, Der Kirchhof in Nebel auf Amrum und seine alten Grabsteine, Neumünster 1928.

Möser, Justus, Patriotische Phantasien II, Berlin 1776.

Müllenhoff, Karl, Sagen Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig Holstein und Lauenburg, Kiel 1845.

Müller-Brauel, Hans, Hügelgrab-Untersuchung auf der Militär-Übungsheide „Auf der Horst" Senne, in „Aus der Vorzeit in Rheinland, Lippe und Westfalen", 1933, S. 153.

— Weisser Sand in Gräbern. Das Erkennungszeichen eines Volkes der Vorzeit — ein heute lebender Volksbrauch, in „Aus der Vorzeit in Rheinland, Lippe und Westfalen", 1935, S. 65.

Muus, Rudolf, Nordfriesische Sagen, Flensburg 1933.

Naumann, Hans und Ida, Isländische Volksmärchen, Jena 1923.

Nerong, O. C., Die Kirchhöfe Föhrs, Dollerup 1909.

Neuer Bauernkalender..., Verlag Leykam, Graz.

Norden, Arthur, Felszeichnungen und Runenschrift, in „Berichte zur Runenforschung", Band I, S. 51, Leipzig 1939/42.

Nordenstreng, Rolf, Die Züge der Wikinger, Leipzig 1925.

von Notz, Ferdinand, Ansverus, Ratzeburg i.L. 1929.

Nowotny, K. A., Die Bracteaten der schleswiger Gruppe und die wilde Jagd im Mythos der Völkerwanderungszeit, in „Mannus", 1938, S. 210.

Paulsen, Peter, Axt und Kreuz bei den Nordgermanen, Berlin 1939.

Plassmann, J. O., Das Sinnbild im Märchen, in „Germanien" 1941.

Preisendanz, Karl, Aus der Geschichte des Urobos, in der Fehrle-Festschrift.

Propping, Walter, Das „Dag"-Zeichen am niedersächsischen Bauernhaus in „Germanien", 1935, S. 143.

Ranke, Kurt, Totenbrauchtum in alter und neuer Zeit, in „Die Heimat", Flensburg 1938 und 1939.

Reuschel, K., Deutsche Volkskunde, II. Sitte, Brauch und Volksglaube, Leipzig 1924.

Reuter, Otto Sigfrid, Das Rätsel der Edda, Sontra 1922.

— Germanische Himmelskunde, München 1934.

Rolofs, Friedrich, Alte Grabsteine auf der Insel Föhr, in „Atlantis", 1930, S. 124.

Ruppel, Karl Konrad A., Die Hausmarke, das Symbol der germanischen Sippe, Berlin 1939.
von Saaz, Johannes, Der Ackermann und der Tod, Inselbücherei, Leipzig.
Sartori, Paul, Westfälische Volkskunde, Leipzig 1929.
Scheffler, Wolfgang, Die Möbel der Gotik und der Renaissance, in „Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch", Hamburg 1928/29.
van Scheltema, Fr. Adama, Symbolik der germanischen Völker, in „Handbuch der Symbolforschung", Band II, Leipzig 1941.
Schöll, Hans Christoph, Die drei Ewigen, Jena 1936.
Schuchhardt, Carl, Vorgeschichte von Deutschland, München 1934.
Schuchhardt, Wolfgang, Weibliche Handwerkskunst im deutschen Mittelalter, Berlin 1941.
Schulte, Anna, Germanische Symbole im österlichen Brauchtum Westfalens in „Aus der Vorzeit in Rheinland, Lippe und Westfalen", 1935, S. 143.
Schultz, Wolfgang, Zeitrechnung und Weltordnung, Leipzig 1924.
Schultze, F., Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow, in „Von nordischer Volkskunst", herausgegeben von Karl Mühlke, Berlin 1906.
Schwantes, G., Arbeitsweise und einige Ergebnisse der vorgeschichtlichen Sinnbildforschung, in „Offa", 1939, I, S. 1.
Schwineköper, Berent, Der Handschuh im Recht, Ämterwesen, Brauch und Volksglauben, Berlin 1938.
Seidel, Kurt, Von Stollen, Zöpfen, Hörnchen, Wecken und andern leckeren Gebäcken, in „Velhagen & Klassings Monatsheften", 1934, S. 393.
Sello, Östringen und Rüstringen, angeführt nach Hans Popken in „Niedersachsen", 1932, S. 541.
Siebs, Benno Eide, Kirchliche und weltliche Symbolik bei Niedersachsen und Friesen, in „Niedersachsen", 1931, S. 407.
Spamer, Adolf, Sitte und Brauch in „Handbuch der Deutschen Volkskunde", II, 33, Potsdam o.J.
von Spiess, Karl, Das arische Fest, Wien 1933.
— Deutsche Volkskunde als Erschliesserin Deutscher Kultur, Berlin 1934.
— Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Berlin 1935.
— Totenbretter. Zeugnisse volkseigener Weltanschauung in Österreich, in „Germanen-Erbe", 1938, S. 148.
— Marksteine der Volkskunst II, Berlin 1942.
von Spiess/Mudrak, Deutsche Märchen — Deutsche Welt, Berlin 1939.
Sprockhoff, Ernst, Die nordische Megalithkultur, Berlin 1938.
Stampfuss, Rudolf, Die Franken, in Vorgeschichte der deutschen Stämme.
Steilen, Dietrich, Norddeutsche Grabmalkunst, Bremen 1938.
Stief, Werner, Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen, Leipzig 1938.

Tedsen, Julius, Die Kirchhöfe von Föhr und Amrum, in „Kieler Neueste Nachrichten" vom 22.11.1931.

Thule II, Edda — Götterdichtung, Jena 1922.

— XX, Die jüngere Edda, Jena 1925.

Uhland, Ludwig, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlungen und Anmerkungen, Stuttgart o.J.

Warncke, J., Die Puppensärge aus dem Schonenfahrer-Schütting zu Lübeck in „Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde", 1931, S. 191.

— Totenkronen in Lübeck und Lauenburg, in „Die Heimat", 1939, S. 83.

Wegener, Hans, Alte deutsche Bauernweisheit, Leipzig o.J.

Weigel, Karl Theodor, Runen und Sinnbilder, Berlin 1935.

— Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern, München 1939.

— Sinnbilder in Niedersachsen, Hildesheim 1941.

Weigel/Lehmann, Sinnbilder in Bayern, Berlin 1938.

Weinhold, Karl, Brauch und Glaube, herausgegeben von Carl Puetzfeld, Giessen 1937.

Wirth, Herman, Der Aufgang der Menschheit, Jena 1928.

— Die heilige Urschrift der Menschheit, Leipzig 1931—1936.

Wuttke, Adolf, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Leipzig 1925.

von Zaborsky, Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst, Leipzig 1936.

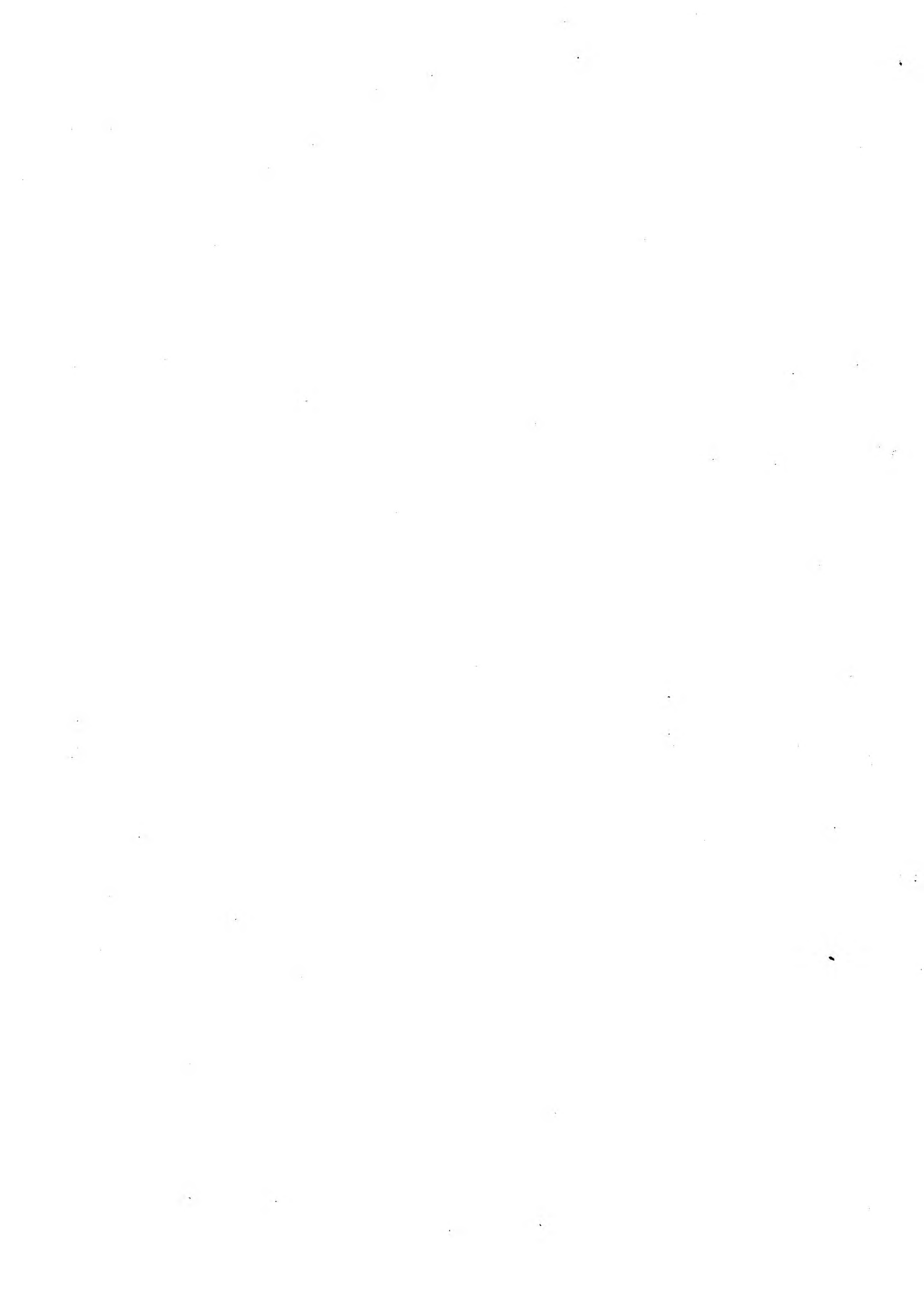
Zaunert, Paul, Westfälische Sagen, Jena 1927.

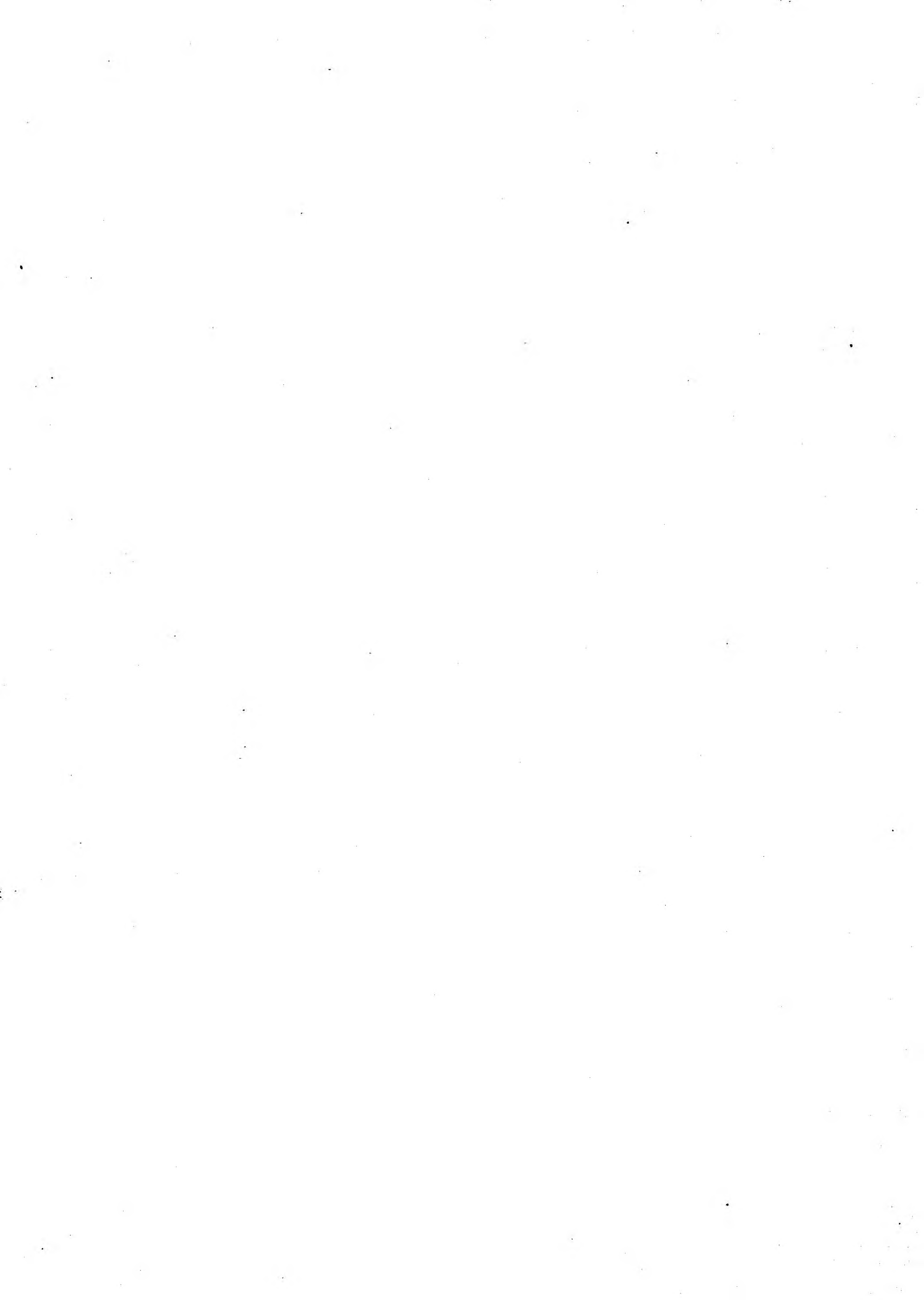


Druck von H. Wellens & W. Godenne, Brüssel









sinnbilder auf grabsteinen von schleswig bis flandern

sind schon seit der steinzeit nachweisbar. in den letzten jahrzehnten verschwanden sie fast völlig. haye hamkens bringt in über hundert bildern eine darstellung dieser kaum mehr bekannten zeichen.